Die christliche Welt

Evangelisches Gemeindeblatt für Gebildete aller Stände

Dreizehnter Jahrgang

Nr. 33 — Marburg i. H., den 17. August — 1899

Zu beziehen durch alle Postämter und Buchhandlungen — Post-Zeitungs-Nr. 1591 — Haltegebühr: Vierteljährlich 2 Mark — Wöchentlich eine Nummer

Inhalt: Antinomien der Liebe: 3. Gebende und empfangende Liebe — Götternamen. Schluß — Frauenstudium. Zweite Fortsetzung — Das Ergebnis der Haager Konferenz — Aus einem Wiener Briefe — Neues und doch Altes — Seid nicht so verschwenderisch — Verschiedenes: Armenien; Ein notwendiges Liebeswerk; Drei katholische Priester auf einem Gustav-Adolf-Feste; Erfreuliches aus der katholischen Kirche; Ein Wort zu den Zuständen in Oesterreich aus dem Jahre 1806; Die Soldatenkirche in Rom; Zur Friedenskonferenz — Eingesandt: Karlsbad in Böhmen; Allgemeine Diakoniekurse in Zehlendorf; Heilerziehungsanstalt für krankhaft veranlagte Töchter — Quittung — Anzeigen

Antinomien der Liebe

3. Gebende und empfangende Liebe

Matth. 10, 40

Liebe ist Geben — entsagen, um Andre zu beglücken, sich bücken, um Andre zu heben, arm werden, um Andre reich zu machen. Echte Liebe rechnet nicht auf Dank; wo sie ihn findet, nimmt sie ihn gern; wenn sie ihn missen muß, läßt sie sichs nicht dauern. Sie will nicht Tauschhandel treiben; denn sie ist reich in sich selbst, so reich, daß sie Alles opfern kann und wenns das Leben wäre. Aus ihrer Fülle speist sie den Hungrigen und will keinen Lohn, tränkt sie den Durstenden und begehrt kein Vergelts Gott; sie bietet dem Heimatlosen ein Obdach, als ob es sich von selbst verstünde, und sie besucht die Kranken, ohne sich bitten zu lassen. Sie giebt Andern Habe und Herz, um ihnen Freude zu schaffen und Trost.

* * *

Es ist schwer zu sagen, ob die Kinder von ihren Eltern mehr empfangen oder die Eltern von ihren Kindern. Gewiß ist, daß Nichts das Herz mehr veredelt als treue Vaterliebe und reine Mutterliebe. Welch eine Flut von Freude und Sonnenschein strömt durch unsre Seele mit der Liebe, die das zarte Kindesleben in seinem Aufgang und seiner Entwicklung begleitet, und wie viel trübe Leidenschaft zerfließt in diesem Licht! Wer durch die Liebe zu seinen Kindern erlöst ist aus den flachen Gewohnheiten und unwahren Formen seines geselligen Verkehrs, aus den verschlungnen Interessen eines überfeinerten Kulturlebens, aus dem ehrgeizigen Wettkampf um Einfluß und Macht, aus der einseitigen Hingabe an das Getriebe seiner Geschäfte und eingeht in des Kindes einfache und tiefe Gedankenwelt, dem ist zu Mute wie dem Wandrer, der nach langem Wege auf heißer, staubiger Landstraße ausruht am frischen Quell in grünem Waldesschatten. Daß wir das einfältige Vertrauen lieben, mit dem das Kind sein Herz den Menschen erschließt, und die unbefangne Aufrichtigkeit, vor der wir uns schämen müssen, die herzliche Dankbarkeit, die rückhaltlos das Gute anerkennt, und die lautere Unschuld, die uns mahnend einen Spiegel vorhält — empfangen wir dadurch nicht weit mehr als wir geben können? Ist unsre Liebe etwas Andres als williges und dankbares Empfangen? Empfangende Liebe war es, die Jesus und seinen Jüngern entgegenkam, wenn heilsbegierige Anhänger sie aufnahmen in ihre Häuser und an ihre Tische. Wie wenig konnten sie geben für Alles, was sie empfingen! Mit den Jüngern nahmen sie Christus auf und mit Christus den, der ihn gesandt hatte, und empfingen durch die Liebe zu ihren Gästen göttliches Leben und heiliges Wollen, die Macht, Gottes Kinder zu werden. Kann unsre Liebe zu einem Menschen, der reiner und edler ist als wir selbst, mehr sein als williges Empfangen? Wenn wir es nicht ertragen können, durch einen großen und guten Charakter den eignen Wert verdunkelt zu sehen, und uns „endlich kühn entschließen, ihn grenzenlos zu lieben, weil uns der Mut verging ihm gleich zu sein," so bedeutet doch dieser Entschluß nichts als die Bereitwilligkeit, dankbar das Beste hinzunehmen, das er uns zu geben hat. Und ist das nicht das Wesen der christlichen Bruderliebe, die Seele des christlichen Gemeinschaftslebens, daß Jeder von den Andern empfängt, was er Gutes in ihnen findet, und alle aneinander ihr Leben gestalten nach dem Bilde Christi?

* * *

Liebe ist Geben und Liebe ist Empfangen — wieder ein Gegensatz, der das Leben zu spalten vermag. In jener sonnigen Blütezeit der Kunst, die um die Wende des Jahrhunderts ihren Höhepunkt erreichte, den Tagen der Denker und Dichter, wo die reine Entfaltung der schönen Seele einziges Ziel und höchste Freude der Menschheit war, kannte man kaum eine andre Liebe als zu empfangen, was eine edle Persönlichkeit geben kann mit dem, was sie ist. Das härtere, thatenfrohe Geschlecht, das unter gewaltigen Kämpfen und dem schweren Druck sozialer Not seither heraufgekommen ist, kennt die Liebe fast nur als opferfreudiges Wirken und befreiende That, als ein williges Dienen und Geben. Aber die Liebe vollendet sich erst, wenn beides sich harmonisch durchdringt. Ist unsre Liebe nichts als ein Sichaufschließen für das Gute, das in andern Menschen lebt, so wird unsre Seele schlaff und welk; ihre Spannkraft erlahmt, und sie wird einer Gemeinschaft überdrüssig, in der man nur einander genießt und nichts mit einander schafft. Ist die Liebe aber Geben und Dienen ohne Empfangen, so verarmt und erstarrt unser inneres Leben; wir verlieren die Fähigkeit, uns mit feinem Verständnis den Stimmungen und Bedürfnissen Andrer anzuempfinden; die gebende Hand wird rauh und ungeschickt; die Erweise unsrer Liebe demütigen anstatt zu erheben. Unser Leben verläuft im Wechsel von Aneignen und Darstellen, und die Liebe will beide Seiten unsers Wesens durchdringen. Sie will uns fähig machen, uns anzueignen, was wir in Andern Gutes finden, und uns die Möglichkeit schaffen, wirksam darzustellen, was wir in uns selbst Gutes haben. Empfangend und gebend bildet sie unsre Persönlichkeit zu der Geschlossenheit und Allseitigkeit, zu der in unsrer Seele die Keime und Triebe liegen. So wird durch die Liebe, die Aneignen und Darstellen durchdringt, der Gedanke Gottes verwirklicht, der unserm Wesen sein Gepräge und unserm Leben seine Richtung giebt.

Rolffs

Götternamen

5

Wir haben aus dem schöpferischen Vorgang der Personifikation die Augenblicksgötter erwachsen sehen, über denen als Artbegriffe die Sondergötter stehen. Uebrig bleibt die letzte Frage: Wie konnten persönliche Götter entstehen? Wie kam es, daß sich einzelne wenige Götter mit voller plastischer Persönlichkeit aus dem Heer der begrifflich durchsichtigen Sondergötter heraushoben?

Verfolgen wir die Entwicklung eines der höchsten Olympier, des Apollon. Sein Name charakterisirt ihn als ursprünglichen Uebelabwehrer; Apollōn, entstanden aus apo-pellōn (lat. pello „treiben"), bedeutet „der Forttreibende." Solange diese Bedeutung im Volke noch lebendig war, mußte er nur als Sondergott gelten. Aber den geschichtlichen Griechen ist der Zusammenhang des Namens mit der lebendigen Sprache bereits verloren gegangen: so erschien ihnen das unverständliche Wort als Eigenname und damit gewann Apollon die Fähigkeit, sich zu einer Persönlichkeit auszugestalten, deren reiche Entfaltung in der Wichtigkeit seines ursprünglichen Amtes begründet lag. Aber an der Stelle dieser immer weniger verstandnen Bezeichnung des Uebelabwehrers schuf das religiöse Bedürfnis stetig neue Namen: Alexikakos, Apotropaios, Apōsikakos u. a. m, die im Laufe der Entwicklung infolge des Uebergewichts der persönlichen Götter diesen untergeordnet werden, bald dem Zeus, bald dem Herakles, bald dem Hermes, am meisten aber dem Apollon gemäß seiner uralten Geltung.

Dieser Vorgang hat sich in entsprechender Weise bei allen mit reicherer Persönlichkeit ausgestatteten Olympiern wiederholt: die unverständlichen Namen boten die Möglichkeit, Personen zu schaffen; mythisch unbedeutend blieben alle Götter mit begrifflich durchsichtigen Bezeichnungen, deren immer neue Scharen an Stelle der ausgeschiednen Persönlichkeiten erwuchsen.

Aber wie erklärt es sich, daß der olympische Götterstaat, wenn auch nicht ein abgerundetes System, so doch immerhin einen alle wesentlichen religiösen Begriffe darstellenden Kreis bilden konnte, wenn die Entstehung persönlicher Götter auf dem schließlich doch nur zufälligen Absterben einzelner Wortstämme beruhte? Die Antwort giebt eine Betrachtung der göttlichen Synonyme.*) Immer und ursprünglich ist jeder wichtigere Gottesbegriff — und nur solche haben Persönlichkeit erhalten — in reicher Auswahl vorhanden gewesen: aber eine von diesen vielen Bezeichnungen allein wurde mit persönlichen Vorstellungen ausgestattet, so daß dem Zufall nur der allergeringste Spielraum blieb.

Es gilt also an einigen Beispielen das Fortbestehn solcher Synonyma neben dem persönlichen Gott aufzuweisen. In manchen Fällen liegen sie auf der Hand und sind allbekannt, so beim Sonnengott und der Mondgöttin. Aber auch versteckte Synonyma aufzuspüren gestattet eine Analyse der Heroensage unter verschiednen Gesichtspunkten. Nur einer soll hier verfolgt werden.

Wenn die Sage einem Heros zwei Väter zuweist, einen Gott und einen Sterblichen, so läßt sich in vielen Fällen der Beweis führen, daß dieser nur ein zum Heros herabgesunkener Doppelgänger des Gottes ist. Herakles gilt als Sohn des Zeus, aber nicht minder des Amphitryon. Die Sage hat die mannigfachsten Wege eingeschlagen, um diesen Widerspruch auszugleichen; uns lehrt eine sprachliche Analyse, daß Amphitryōn, der „nach beiden Seiten durchbohrende," eine alte Benennung des den Blitz nach Osten und Westen entsendenden Gewittergottes ist: wir haben also einen alten, dem Donnerer Zeus synonymen Sondergott vor uns. Daß an andrer Stelle Amphitryon Sohn des durch seinen Namen als Himmels- und Lichtgott gekennzeichneten Argos heißt, dürfte als Bestätigung dieser Anschauung gelten.

Die Dioskuren Kastor und Polydeukes werden in der antiken Schulmythologie mit der beliebten Formel als Söhne des Zeus „in Wahrheit," des Tyndareōs „dem Namen nach" bezeichnet. Auch dieser ist nur eine Nebenform des Zeus als der „Zerschmetterer," der Blitzgott der lakonischen Landschaft, wie denn auch sein „Grabmal" vor dem Zeustempel der Spartischen Burg stand. Aehnliche Erwägungen lehren uns den Epopeus, den von himmlischer Warte „schauenden," Ixīon, den Herrn des Sonnen-„Rades," als Urverwandte des Zeus kennen: auch Aiolos der „Blitzgott" gehört zu ihnen.

In gleicher Weise ergeben sich auch für Poseidon eine Reihe von Synonymen: Alōeus der „Drescher" der Erde, Aphareus der „Pflüger," Glaukos der „Blauglänzende," Hippokoōn der „Pfleger der Rosse," den wir als Vater des Nēleus (Neilos, Nil!) des „Götterstromes" kennen, Hippomenēs, Hippotēs u. a. Von Hippotes erzählt nun die Sage, daß er den Seher Karnos getötet habe: zur Sühne sei der Kult des Karneischen Apollon eingesetzt worden. Karnos heißt „Widder" und ist Bezeichnung des als Leitwidder gedachten führenden Gottes. Wie kommt Poseidon-Hippotes dazu, den „Widdergott" zu bekämpfen? Zahlreich sind die Sagen, in denen vom Streite Poseidonischer Heroen gegen Lichtgötter berichtet wird: es ist der alte Kampf des Winters mit dem Sommer, der sich in ihnen darstellt: das Meer und seine Götter vertreten die dunkeln, lichtfeindlichen Mächte des eisigen Wintersturmes.

Mit dem Apaturienfeste ist eine Sage verknüpft worden, die in ihrer Athenischen Fassung dies Thema in der durchsichtigsten Form behandelt. Xanthos „der Blonde," König von Böotien, fordert den alten schwachen Athenerkönig Thymoitēs zum Kampfe heraus; an dessen Stelle aber tritt ein zugewanderter Held, des Neleus Sohn Melanthos „der Schwarze" und trägt durch eine schlau ersonnene List den Sieg davon. Dieselbe Sage findet sich mit den verschiedensten, aber immer demselben Vorstellungskreis entlehnten Namen noch häufig: am interessantesten dürfte die Form sein, in der sie die christliche Legende bewahrt hat. Zur Zeit des Kaisers Maximianus forderte bei einem Zirkusspiele in Thessalonike ein durch seine Unbesiegbarkeit berühmter Gladiator Namens Lyaios jeden, der es wagen wolle, zum Zweikampf heraus. Ein schöner Jüngling, Nestor mit Namen, meldet sich, wagt trotz aller Abmahnungen des Kaisers den Kampf und überwindet den Gegner. Zornig verläßt Maximian die Arena. Nun hatte er aber gerade vor Beginn der Spiele den heiligen Demetrios um seines christlichen Bekenntnisses willen gefangen setzen lassen: dessen Gebet wird dem Kaiser als die eigentliche Ursache jenes unerwünschten Sieges bezeichnet, und so läßt er den Heiligen ohne weiteres hinrichten. In der jüngern Form der Legende bekennt sich Nestor selbst zu der erwähnten Auffassung und teilt dafür das Schicksal des Demetrios. Das Fest der beiden Heiligen wurde alljährlich in Thessalonich gegen Ende Oktober gefeiert — das ist die Zeit des ionischen Apaturienfestes, dessen Mythus so eine christliche Umbiegung erfahren hat. Denn daß wir keine Geschichte vor uns haben, zeigt der innere Widerspruch: man denke sich, daß Nestor aus reinem Vergnügen an dem christlicherseits stets heftig verabscheuten Gladiatorenspiel den Kampf unternimmt: und zur Belohnung dafür wird er heiliger Märtyrer! Die Namen thun noch ein Uebriges: Lyaios ist kein andrer als Dionysos, der „Löser" des wintererstarrten Lebens der Natur, der homerische Rossebändiger (hippota) Nestōr gehört dem Poseidonischen Kreis an, der uns bereits als Vertreter der Wintermächte bekannt ist.

Nun kennen wir auch den Hippotēs der Karneensage: es ist der Wintergott, Poseidon; demgemäß muß der von ihm bekämpfte Karnos ein Sommergott sein, und dies führt dazu, Karnos als eine aus derselben Wurzel wie Kronos abgeleitete Wortbildung aufzufassen und als den „Zeitiger" der Ernte zu erklären: der lautliche Gleichklang mit Karnos „Widder" hat daraus den widdergestaltigen Gott entstehen lassen!

So hat uns die Zergliederung der Heroensage nur unter einem Gesichtspunkte zahlreiche Synonyma für zwei der wichtigsten Göttergestalten, Zeus und Poseidon, erschlossen: das Gleiche wird sich für die übrigen Götter aufzeigen lassen, und immer aufs neue wird sich uns das Gesetz bestätigen, daß die alten Götternamen, soweit sie adjektivische Form und Beweglichkeit behalten haben, sich gern als Beinamen an entwickelte Persön-

*) Dies Kapitel hat Usener im Rheinischen Museum, Neue Folge, Bd. 53, S. 329–379 nachgetragen.

lichkeiten anschließen, die starren Worte dagegen ein selbständiges Dasein als Heroen führen.*)

Zahlreiche Zeugnisse giebt es z. B. für göttliche Verehrung, die Agamemnon zumal in der spartanischen Gegend genoß; das Gleiche gilt von seinem Bruder Menelaos. Auf den ionischen Inseln wurde Diomedes verehrt: daß man ihm ein weißes Roß opferte, charakterisirt ihn als Lichtgott. Als Gott kennen wir den Achilleus in Lakonien und bei den Joniern; die Göttlichkeit der Helena bezeugt der ihr gewidmete Kultus wie die ganz durchsichtigen Mythen von ihrem — der lichten Himmelskönigin — Raube durch Paris, durch Theseus und Peirithoos und durch Hermes den „Lichträuber."

Aber liegen denn nicht den Homerischen Epen geschichtliche Thatsachen zu Grunde, ebenso wie den deutschen Sagen über Dietrich von Bern, die Burgunden und König Etzel? Wie dürfen wir da die Heroensage als Quelle für die Götterlehre benutzen?

Dem gegenüber ist geltend zu machen, daß eben das griechische Epos einen wesentlich andern Entwicklungsgang genommen hat, wie die in historischer Zeit entstandnen französischen oder deutschen Heldenlieder. Es ist wahr, in diesen verklärt die Sage vorwiegend Persönlichkeiten und Ereignisse der Geschichte — und doch ist der Kern auch des Nibelungenliedes reiner Mythus vom Schicksal des Sonnengottes. Dagegen hat das altgriechische Volk die menschlichen Träger bedeutsamer Ereignisse einfach beiseite geschoben und an ihre Stelle die Stammesheroen gesetzt. Dem liegt zu Grunde der lebendige Glaube an den unmittelbaren Anteil, den die höhern Mächte an den Geschicken der Menschen nehmen. In einigen Fällen können wir noch in historischer Zeit jene Erscheinung beobachten. Noch im Jahre 279 v. Chr. sah alles Volk den Apollon leibhaftig, begleitet von Athene und Artemis sein delphisches Heiligtum gegen die Gallier schirmen: öfter werden die Dioskuren am Kampfe teilnehmend erblickt. Daß die Heroen das Land, in dem sich ihr Grab befand, verteidigen, ist ein allgemein verbreiteter Glaube. Somit ist die Teilnahme der Stammesheroen und der Götter an den Kämpfen um Troja eine von vornherein jedem Griechen selbstverständliche Sache. Die Stammesheroen und ihre Thaten waren schon da, bevor achäisch-äolische Stämme ihre Eroberungszüge in die troische Gegend unternahmen, die das Homerische Epos besingt.

Uralte Sitte war es, beim feierlichen Mahle die Heroen im Liede zu preisen: aber diese am höchsten geehrten Heroen sind eben nicht die der Familie nach bekannten historischen Vorfahren, sondern gerade die ersten Urheber des Geschlechts, die es mit dem Himmel verbinden, die Göttersöhne — und was von diesen erzählt wurde, konnte nur Mythus, reine Göttersage sein. Der große Zug griechischer Völker gegen Asien löste die Gebundenheit und Erstarrung des eng begrenzten Ahnenliedes: wie ihre Völker, so traten auch die Heroen in Beziehung zu einander: so wuchs das Lied über die alten Schranken hinaus und wurde Gemeinbesitz des griechischen Volkes, dessen einzelne Mythen es zum großen Bilde vereinigte. Wer den Spuren alter Göttersage nachgehen will, muß die einzelnen Fäden verfolgen, die hier bunt ineinander gewebt sind. Eine solche Analyse ist zugleich der sicherste Beweis dafür, daß wir in den Homerischen Helden nicht vergötterte Menschen vor uns haben — dies die übliche Anschauung — sondern vermenschlichte Götter. Selbst an Punkten, deren „novellistischer Charakter" sie als freie Erfindung des Dichters erscheinen lassen könnte, bestätigt sich diese Beobachtung. In Axylos und Kalesios, zwei in der Ilias gelegentlich getöteten Helden, erkennen wir bei genauerm Zusehen Götter des Totenreiches wieder; Amphiaraos und Adrastos lernen wir in ihrer Bedeutung aus der Ilias richtiger würdigen wie durch die Sage von den Sieben gegen Theben. Sogar Thersites, der Maulheld von typischer Häßlichkeit, ist ein Gott, den man in Sparta als Thēritas kannte. Mythus und Kultus lassen ihn durch des Achilleus Hand seinen Tod finden: es ist der Winter, der vom siegreichen Sommergott getötet wird. Aber seinem ursprünglichen Wesen nach ist Thersitēs ein Gott der Sühnung und Reinigung. Ihm brachten Jonier noch in historischer Zeit Menschenopfer: pharmakoi hießen die armseligen Krüppel, die sich ein Jahr lang pflegen ließen, um am Thargelienfeste zur Sühnung der Stadt ihr Leben zu lassen. Parmakos heißt in der Thargeliensage, die sich deutlich als Parallele zur Thersiteslegende kundgiebt, der Gegner des Achilleus. Jetzt ist auch der Grund für die krüppelhafte Häßlichkeit des Thersites gefunden: der Gott hat die charakteristischen Züge der ihm fallenden Opfer angenommen, er ist der personifizirte Inbegriff jener pharmakoi.

*) Diese Fragen erörtert Usener in den Sitzungsberichten der Kaiserlichen Akademie der Wissenschaften in Wien, philosophisch-historische Klasse, Bd. 137, Abhandlung 3: „Der Stoff des griechischen Epos." 1897.

Doch nun zurück zu der Hauptfrage nach der Entstehung persönlicher Götter: wir haben gesehen, unter welchen Bedingungen sich einzelne Gestalten aus der Zahl der Sondergötter herausheben und zu selbständiger Geltung kommen können. Es ist nicht unwichtig zu bemerken, daß denselben Weg auch alle übrigen Artbezeichnungen der Sprache gehen, daß also die Götternamen auch hierin keine Ausnahme für sich in Anspruch nehmen. Zahllose Beispiele bietet dafür der Reichtum, den die Sprache einzelner Berufsgattungen gegenüber der Litteratursprache aufweist. Nur an Einem sei das gezeigt: für den Jäger hat der Hase „Löffel," das Wildschwein „Gehör," das Edelwild „Lauscher," „Schüsseln," „Gehör," der Hund „Behang" oder „Lappen," aber der Spitz „Ohren." Von der Litteratursprache ist nur die Bezeichnung „Ohren," d. h. die farbloseste und begrifflich undurchsichtigste aus der Zahl der Sonderbezeichnungen herausgegriffen und zur Gattungsbezeichnung erkoren worden. So wählt sich die Sprache allenthalben ihre Artbenennungen aus der Zahl ursprünglich gleichwertiger Sondernamen.

Für die vergleichende Mythologie ergiebt sich aus den bisher beobachteten Gesetzen eine wichtige Lehre: nicht den Namensgleichheiten bei verwandten Völkern muß sie nachgehen, da dies Verfahren eine feste sprachliche Ausprägung der Götterbegriffe vor der Trennung voraussetzt — wir haben dagegen gesehen, daß diese bei jugendlichen Völkern immer aufs neue anwachsen und sich verändern. Wo Inder und Griechen denselben Namen besitzen, pflegt die Vorstellung eine durchaus verschiedne zu sein, und selbst Griechen und Italiker gehen in ihren Kultusnamen oft weit auseinander. Nur die Verwandtschaft der Vorstellungen und Begriffe darf Gegenstand der vergleichenden Untersuchung sein und kann wirkliche Fortschritte in der Erkenntnis der menschlichen Geistesgeschichte zu Tage fördern.

6

Die Ausgestaltung des auf die genannte Weise entstandnen persönlichen Gottes vollzieht sich nun so, daß zunächst der Begriff eine Fortbildung erfährt. Die mit der Bildung des Eigennamens notwendig verknüpfte Verdunklung des Begriffs führt zu seiner Erneuerung: die neugeschaffne Form tritt als Beiname zur Persönlichkeitsbezeichnung. Aber zugleich zieht der Eigenname Alles, was als besondre Anwendung seines Begriffs erscheint, in seinen Bereich, wobei einfache bildliche Vorstellungen die Brücke von einem Begriff zum andern schlagen. Wir haben oben die Entstehung des Namens Apollōn untersucht: betrachten wir nun seine Ausgestaltung. Der „Uebelabwehrer" wird zum Gott der „Sühne", der „Reinigung" (Phoibos), späterhin zum göttlichen „Arzt" und „Heiland" (Paieōn Sōter), aber vorher schon war er „Mäusevertreiber" (Smintheus). Sein Amt als Reiniger wie als Uebelabwender machen ihn zum „Lichtgott," und das Licht schmückt ihn mit dem silbernen Bogen; die Sangeskunst kann sowohl der Uebelabwehr wie dem Lichtkult entstammen. So wächst die Macht des Gottes, je mehr Gebiete er sich unterordnet, aber im Kult wirkt der Glaube an die alten Sondergötter noch nach: diese fahren fort, auch in ihrer Verknüpfung mit dem höhern Gott einen besondern Gegenstand des Kultus zu bilden. Die durch derartige Beinamen verschiednen Athenen, Juppiter u. s. w. haben ihre gesonderte kultische Bedeutung. Höchst bezeichnend ist dafür der Umstand, daß beim feierlichen Gebet die Nennung des Eigennamens nicht genügt: es muß gerade der im gegebnen Falle zuständige Beiname getroffen werden, und so häuft man gern die Beiworte, um lieber des Guten zu viel als zu wenig zu thun. Eine Grenze ist

ist naturgemäß der Aneignung solcher Epitheta gesteckt: nur begrifflich durchsichtige Namen können herangezogen werden, keine bereits zu vollständigen Eigennamen verdichteten: die alte Aphroditē Hēra zu Sparta ist ein Unikum, der späte Zeus Asklēpios zeugt bereits von Religionsmischerei. Begrifflich kann dagegen eine solche Unterordnung sehr wohl stattfinden, und die bereits bei Aischylos fertige Auffassung des Zeus als des allumfassenden Gottes zeigt die griechische Religion auf dem Wege zum Monotheismus, den Xenophanes und die Stoa gegangen sind.

Dasselbe Streben zum Monotheismus läßt sich auch an andern persönlichen Göttern, z. B. Hekate, Aphrodite und Tyche, selbst bei Priapos nachweisen. Aber einen energischen Schritt vorwärts konnte diese Entwicklung erst thun, als die fremden ägyptischen und orientalischen Kulte, namentlich des Serapis, Mithras und der Isis, die Macht der Persönlichkeit in den griechisch-römischen Göttern brachen, als man sich gewöhnte, mehrere heimische Götter unter den Machtbereich des fremden unterzuordnen. So konnte der Synkretismus eine wichtige Vorschule werden für den Glauben an Einen Gott. Aus der Zusammenfassung aller Götter entstand der Begriff des „Allgottes" Pantheos, der bald selbständig verehrt, bald als Beiname andern Göttern beigelegt wurde und diese dadurch zum Range des Allgottes erhob. Aber zum reinen Monotheismus konnte sich trotzdem das Altertum nicht aufschwingen, solange die alten persönlichen Götter noch lebten und miteinander um den Vorrang kämpften. Nur die von außen an die alte Welt herantretende streng monotheistische Offenbarung des Christentums konnte die einander widerstrebenden Kräfte des Heidentums in ihrer Sonderung vernichten und so die Frucht zur Reife bringen, deren vorbereitende farbenreiche Blüte der Polytheismus gewesen war.

7

Es erübrigt noch, einen Blick auf die menschlichen Eigennamen in ihrem Zusammenhang mit denen der Götter zu werfen. Bei den Griechen finden wir zahlreiche Ableitungen von Götternamen im Gebrauch, die den Menschen als zugehörig zu einem Gotte, als sein Geschenk bezeichnen. Dahin gehören außer den direkten Weiterbildungen die Zusammensetzungen mit -agoras (z. B. Athēnagoras), -dikos (Hērodikos), -phanēs und -phantos (Diophantos) u. a. m., besonders zahlreich die auf -dōros (Apollodōros). Wir dürfen daraus umgekehrt das Recht folgern, in dem ersten Bestandteil derartiger Namen die Benennung eines Gottes zu suchen. Auf diese Weise lernen wir z. B. einen Dexios, Lysios, Aglaos, Orthos u. a. m. als selbständige Götter kennen. Die Weiterbildung göttlicher Namen zu menschlichen durch Suffixe findet sich ebenso bei den Römern, während die Kompositionsformen entsprechend dem Charakter des Lateinischen fehlen. Auch ohne Umbildung sind Götternamen den Menschen beigelegt worden, aber nur in ältester und jüngster Zeit. Unbefangen nannten sich die Diener des Bakchos Bakchoi, d. h. „Bacchusse", ebenso gab es Hermai, Tauroi, Arktoi, Lykoi u. s. w. In dieselbe Klasse dürften auch die Völkernamen fallen, die die Stämme selbst sich beilegten, so in Italien die Sabini, Apuli, Picentes, in Griechenland Hellēnes, Lykioi, Arkades u. a. Aber nur der Jugend der Völker gehört diese Erscheinung an: wo wir in späterer Zeit Entsprechendes finden, da ist überall der Schluß gerechtfertigt, daß der ursprüngliche Gottesname bereits in der betreffenden Gegend entwertet war. Kehren wir auch diese Betrachtungsweise um, so erweisen sich zahlreiche Eigennamen als abgelegte Götterbenennungen, z. B. Agēsilaos, Lysandros, Polyxenos.

Wichtig ist fernerhin die Verknüpfung der Namen mit dem Familienkultus: die Sonderverehrung zweier Götter in einer Familie hat ständigen Wechsel derselben Namen bei Vater und Sohn zur Folge. Sind diese Götter z. B. Apollon und Artemis, so werden z. B. die Namen Apollodoros und Artemidoros sich ablösen. Gilt der Kultus nur einer Gottheit, so wird der ständige Familienname variirt: „Apollos, Sohn des Apollonios," oder es treten verwandte Begriffe desselben Kultusbereichs hinzu: „Dionysios, Sohn des Satyros."

Noch eine letzte Frage gilt es zu beantworten: Wie vereinigen sich die abstrakten Gottesbegriffe, die also substantivischer Natur sind, mit der vorgetragnen Theorie? Bisher war überall ursprünglich adjektivische Kraft der Götternamen vorausgesetzt worden: dürfen wir dies auch bei Göttern wie „Alter," „Reue," „Hunger," „Furcht" und „Schrecken," „Tod," „Sieg"?

Wie wir diese Worte aufzufassen haben, lehrt uns der Umstand, daß diese Abstrakta des öftern zu persönlichen Götternamen als Beiworte hinzutreten. Athēna Nikē heißt dann nicht „Athena Sieg," sondern „Athena Siegerin;" mit andern Worten: auch diese Abstrakta haben in ihrer Verwendung als Götternamen adjektivische Bedeutung erhalten. Hygieia ist die „Gesundheit verleihende," Peithō die „Ueberredende," Phobos der „Scheucher." Damit weichen diese göttlichen Abstrakta aber keineswegs von den übrigen ab: vielmehr zeigt eine Untersuchung dieser Wortbildungen, daß uns in ihnen entweder ursprüngliche Konkreta oder Femininformen zu Adjektiven vorliegen, daß also die abstrakte Bedeutung sekundär ist. Zum Abstraktum ist das weibliche Adjektivum erst dadurch geworden, daß es eine weibliche Persönlichkeit bezeichnete, und diese konnte in älterer Zeit nur göttlich gedacht sein. Damit ist bereits eine Erscheinung berührt, die auf elementaren und unbewußten Vorgängen der menschlichen Vorstellung, auf Personifikation oder Beseelung beruht: ihrer Untersuchung wird der zweite Teil von Useners Mythologie gewidmet sein.

Hans Lietzmann

Frauenstudium

3

Wir haben in kurzer Ueberschau den Stand der gymnasialen Mädchenbildung in Deutschland als der Vorbedingung und Grundlage des Universitätsstudiums uns vergegenwärtigt. Wenden wir uns nun diesem selbst und seinen Ergebnissen zu.

Es fragt sich hier zunächst, wie es mit der Zulassung der Frauen zu den deutschen Hochschulen steht. Bereits seit den siebziger Jahren war den Frauen an einigen Universitäten gastweise der Besuch der Vorlesungen gestattet. Die Zahl dieser Universitäten hat sich in der letzten Zeit sehr vermehrt; heute lassen von den zwanzig deutschen Universitäten alle bis auf Straßburg und Jena die Frauen als Hörerinnen zu. Nach erlangter Erlaubnis des Rektors, oder an einigen Universitäten auch des Ministers, wird der sich meldenden Dame ein Hörerschein ausgestellt. Sie hat nun die Erlaubnis jedes einzelnen für ihre Studien in Frage kommenden Dozenten zum Besuch der Vorlesung einzuholen; versagt er sie, so ist der Hörerschein und die Genehmigung des Rektors wertlos. Am günstigsten liegen die Verhältnisse in Halle, wo sämtliche Laboratorien, Präparirsäle und Seminare den Frauen, die die Maturitätsprüfung bestanden haben, ohne Einschränkung geöffnet sind.

Dieser Gesamtzustand ist für tüchtige und gründlich vorgebildete Studentinnen unerträglich. Denn er kann unter Umständen eine schwere Schädigung ihres Studiums bedeuten. Die Immatrikulation oder wenigstens eine Regelung der Verhältnisse, wonach die Frauen, die ein Abiturientenzeugnis besitzen, bedingungslos zu allen Vorlesungen zugelassen werden, ist auf das dringendste zu wünschen, damit aus den Hospitantinnen wirkliche Studentinnen werden. Dieser Wunsch scheint zunächst in Gießen verwirklicht werden zu sollen: der Gesamtsenat hat am 21. Januar beschlossen, Frauen an der Landesuniversität von Gießen zur Immatrikulation in der juristischen und philosophischen Fakultät zuzulassen. Leider ist die erbetne Genehmigung dieser Beschlüsse durch die Regierung noch nicht erfolgt. Wenn so die studirenden Frauen auch vorläufig noch kein akademisches Bürgerrecht besitzen, so muß doch dankbar anerkannt werden, daß durch die Erlaubnis zum Besuch der Vorlesungen, die eine ganze Reihe von deutschen Dozenten bereitwillig erteilen, einer nicht kleinen Anzahl von Frauen im Laufe der Jahre Gelegenheit geboten wurde, sich eine akademische Bildung zu erwerben. Es haben sich diese Erlaubnis hauptsächlich bis jetzt Philologinnen und solche, die verwandte Fächer treiben, zu Nutzen gemacht, während die Aerztinnen, für die die ärztliche Approbation Haupt-

sache ist, auch jetzt noch meistens an den schweizerischen Universitäten studiren.

Was die Frequenz betrifft, so dürften folgende Zahlen von Interesse sein: Im Wintersemester 1897/1898 studirten an 13 deutschen Universitäten 365 Frauen. Im verflossenen Wintersemester betrug die Zahl der an preußischen Universitäten zum Besuch von Vorlesungen zugelassenen Frauen 414, wovon die höchste Ziffer Berlin mit 238, die kleinste Marburg mit 10 Hörerinnen aufweist. Statistische Notizen über den Besuch der süddeutschen Universitäten waren leider nicht zu erlangen. Als Studienfächer waren genannt bei 159 Geschichte und Philosophie, bei 92 Kunst und Litteratur, bei 72 neuere Sprachen. Das starke Ueberwiegen der vier ersten Fächer ist wohl auf den Umstand zurückzuführen, daß, da man in Bezug auf Gewährung des Hörerscheins die weitgehendsten Konzessionen macht, eine Reihe von Frauen studiren, die nicht eigentlich ein akademisches Studium betreiben, sondern den Besuch der Universität als Mittel zur Vervollständigung ihrer Bildung betrachten.

Wie steht es nun augenblicklich mit der Zulassung zu den akademischen Prüfungen, und welches sind die Ergebnisse des Frauenstudiums bei den Prüfungen?

Für diese Frage ist das Jahr 1894 von entscheidender Bedeutung geworden, da in diesem Jahre die philosophische Fakultät der Universität Heidelberg eine Frau zur Ablegung des Doktorexamens zuließ.*) Es war dies ein großer Erfolg, und dankbar muß das freisinnige Vorgehn der badischen Landesuniversität anerkannt werden. Seit dieser Zeit haben schon eine ganze Reihe von Frauen ihr Doktorexamen in Heidelberg abgelegt. 1895 folgte Tübingen, 1897 Halle und vor kurzem Berlin, sodaß mit Göttingen, wo eine junge Engländerin in Mathematik promovirte, bereits 5 deutsche Universitäten die akademische Würde an Frauen verliehen.

Ein weiterer hochwichtiger Punkt ist nun die Zulassung zu den Staatsprüfungen. Nachdem lange Zeit die Bitten besonders um die ärztliche Approbation ungehört verhallten, zahlreiche Petitionen abschlägig beschieden wurden, ist auch hier, und das ist ein Ergebnis der allerletzten Zeit, ein freudigst zu begrüßender Erfolg zu verzeichnen. Der Bundesrat hat in der Sitzung vom 21. April den Beschluß gefaßt, daß auch Frauen zu den medizinischen Prüfungen, sowie zu den Prüfungen der Zahnärzte und Apotheker im Deutschen Reiche zugelassen werden sollen. Voraussetzung ist das Gymnasialreifezeugnis und die Zurücklegung eines ordentlichen Studiengangs als Hospitantin an einer Universität. Diese Examensberechtigung ist von größter Wichtigkeit für die Entwicklung des Frauenstudiums. Bis jetzt galten die Aerztinnen dem Gesetze gegenüber als Kurpfuscher, jetzt haben sie Daseinsberechtigung erworben. Als Ergänzung hierzu sei noch mitgeteilt, daß in diesem Sommersemester vier Damen in Halle ihr tentamen physicum mit gutem Erfolge bestanden haben. — Es ist auch Aussicht vorhanden, daß das philologische Staatsexamen den Frauen in nächster Zeit zugänglich gemacht werden wird, und auch dies würde einen großen Fortschritt bedeuten. Denn wenn auch das seit 1894 in Preußen bestehende Oberlehrerexamen den Wünschen der Frauen bis zu einem gewissen Grade Rechnung trägt, so wird doch ein Universitätsexamen stets der sicherste Prüfstein für die Leistungen der studirenden Frau bleiben.

Was nun schließlich die Ausübung eines auf das Universitätsstudium gegründeten Berufs durch die Frau betrifft, so ist diese noch zu jungen Datums, als daß sie schon hervorragende Ergebnisse hätte zeitigen können. Es ist eine verhältnismäßig sehr kleine Zahl von Frauen, die auf diesen Gebieten thätig sind; die ungewisse Aussicht auf staatliche Anerkennung und auf Erlangung pekuniärer Selbständigkeit haben bis jetzt viele Frauen abgehalten, diese Laufbahn zu betreten. Studirte Frauen stehen augenblicklich in Arbeit als Aerztinnen und als Lehrerinnen. Frauenärzte, d. h. praktizirende Medizinerinnen haben wir in diesem Augenblicke zehn in Deutschland: fünf in Berlin, zwei in München, eine in Frankfurt a. M., in Leipzig und in Hamburg. Wenn sich diese Frauen, allerdings oft erst nach schweren Kämpfen, eine ausgedehnte Praxis und eine wirtschaftlich gesicherte Stellung erworben haben, so ist das einzig ihrer Energie und Ausdauer zu verdanken: sie haben sich diese Stellung ganz aus eigner Kraft geschaffen. So ist es auch zwei Aerztinnen, einer in Frankfurt a. M. und einer in Hamburg, gelungen, Anstellung als Kassenärztinnen zu erlangen, eine Errungenschaft, die von großer Bedeutung für die Zukunft unsrer Medizinerinnen ist. — Nicht so leicht numerisch festzustellen ist die Zahl der akademisch gebildeten Philologinnen; sehr viele sind es ebenfalls noch nicht. Eine Reihe von Oberlehrerinnen sind bereits an öffentlichen Schulen angestellt, einige Philologinnen wirken an Mädchengymnasien. Wenn man die Verhältnisse des Auslandes in Betracht zieht, so erkennt man, daß wir hierin in Deutschland über die ersten Anfänge noch nicht hinausgekommen sind. — Noch mehr ist dies der Fall bei dem dritten Berufe, der zu erwähnen wäre, dem der Advokatin. Wir haben in Deutschland meines Wissens erst zwei akademisch gebildete Juristinnen; es tritt hier wohl noch mehr als bei den Aerztinnen und Philologinnen die Unsicherheit in Gestaltung der Zukunft hemmend entgegen.

*) Die Verfasserin obigen Artikels. D H

4

Sind diese thatsächlichen Errungenschaften indessen die einzigen, die bei einer gewissenhaften Prüfung der Ergebnisse in Betracht gezogen werden müssen? Gewiß nicht; ein Beobachter, der das innere Wesen der Dinge zu erhellen strebt, wird die Stärke einer Bewegung nicht nur nach äußern Erfolgen bemessen, sondern ebenso nach ihrer innerlichen Entwicklung, nach ihrem Verhältnis zur Persönlichkeit. Und so entsteht die Frage: Welches sind die Ergebnisse dieser ersten Jahre des Ringens und Kämpfens in ideeller Hinsicht? Haben sich die deutschen Frauen nach der Seite des Charakters und des Intellekts hin würdig gezeigt, Jüngerinnen der Wissenschaft zu sein?

Fassen wir zur Beantwortung der ersten Frage die Forderungen ins Auge, die an die studirende männliche Jugend gemacht werden. Was verlangt man von einem jungen Manne, der sich dem Studium widmet, in Hinsicht auf seinen Charakter? Begeisterung, ideales Streben, festes Wollen, Arbeitsfreudigkeit, Ausdauer und Hingebung an seine Wissenschaft. Nun, die deutschen Frauen haben durch die That bewiesen, daß sie diese Eigenschaften besitzen, dafür sprechen ihre Erfolge; dafür spricht die Achtung und Anerkennung, die sie sich durch ihr Betragen und ihren Eifer bei allen vorurteilsfreien Vertretern der Wissenschaft erworben haben. Hierfür liegen zahlreiche Zeugnisse von Dozenten vor, die alle dem Fleiß und der Energie ihrer weiblichen Zuhörer die höchste Anerkennung zollen. Erst vor wenig Wochen ist der Haltung der studirenden Frauen aus Anlaß von Angriffen, die bekannt sein dürften, von der medizinischen Fakultät der Universität Halle eine glänzende Ehrenrettung zu teil geworden. Ich denke, mit einer Scheu haben wir jetzt endgiltig gebrochen, mit der Scheu vor der emanzipirten Frau, diesem Schreckensgespenst, das zu Anfang der Bewegung die Gemüter ängstigte. Wenn man damals in grauenerregender Perspektive die Frauen als Mannweiber sah, in lächerlicher Nachahmung des männlichen Wesens befangen, so ist jetzt, da diese Furcht sich nicht verwirklicht hat, schon fast der Begriff und mit ihm das Wort verschwunden. Und das ist auch ein Ergebnis des Frauenstudiums. Auch in ihrer Berufsarbeit haben sich die Frauen nach der Charakterseite hin bereits bewährt, und besonders unsre Aerztinnen, die oft unter den schwierigsten Verhältnissen ihre Thätigkeit ausüben müssen, haben gezeigt, was hier Willensstärke und Aufopferung vermögen.

Was nun die zweite Frage betrifft, ob sich der weibliche Intellekt als genügend erwiesen hat den Anforderungen der Wissenschaften gegenüber, so sind hier gerade von gegnerischer Seite die stärksten Befürchtungen erhoben worden. Es ist den Frauen entgegengehalten worden: Wozu strebt ihr nach wissenschaftlicher Ausbildung, da doch in allen den verflossenen Jahrhunderten nie ein wirkliches Genie unter euch erstanden ist?

Der Gegenbeweis wäre hier allerdings durch die Erinnerung an Herrscherinnen wie Elisabeth von England und Katharina II., an Mathematikerinnen wie Sophie Germain und Sonja Kowalewska zu führen. Ich halte es aber überhaupt nicht für richtig und

nicht für gerecht, die Frage nach genialer Begabung und nach Produktivität als ausschlaggebend für die Berechtigung zum akademischen Studium zu betrachten. Fragt man denn bei einem jungen Manne danach? Macht man es von dem Vorhandensein genialer Veranlagung abhängig, ob man ihn zum akademischen Studium zulassen darf? Gewiß nicht. Es wäre auch thöricht und lächerlich, denn Jedermann weiß, daß es dieser bevorzugten Sterblichen, denen es vorbehalten ist der Menschheit neue Bahnen zu eröffnen, immer nur eine kleine Anzahl geben wird. Aber der Staat braucht zur Leistung von allerlei Arbeit wissenschaftlich geschulte Männer, die die Errungenschaften der Wissenschaft dem Leben dienstbar machen; diese sollen durch das Universitätsstudium herangebildet werden. Und eben derselbe Gesichtspunkt muß bei der Beurteilung des weiblichen Intellekts festgehalten werden. Gesetzt, die Frauen würden niemals eine geniale Entdeckung oder Erfindung machen, so wäre das doch kein Grund, ihnen das Studium zu verweigern, denn sie haben bereits gezeigt, daß sie imstande sind, solche Arbeit im Dienste der Kulturentwicklung zu leisten. Wenn sie durch das Universitätsstudium befähigt werden, diese Aufgabe in erhöhtem Maße und in erweitertem Kreise zu erfüllen, so ist die Frage nach ihrer Berechtigung dazu entschieden. Käthe Windscheid

---

Das Ergebnis der Haager Konferenz

Daß auf der jetzt beendeten Konferenz im Haag überhaupt Beschlüsse zustande kamen wie die, über welche man sich daselbst zu guterletzt doch noch einigte, muß geradezu Wunder nehmen, wenn man bedenkt, daß teilweise Männer dorthin delegirt waren, die sich jeden Verständnisses für die auf dem Spiele stehenden Fragen bar erwiesen hatten, sodaß sie sich bei dieser Gelegenheit wie vollkommne Karikaturen ausnahmen, und ihre Ernennung ebenso sehr ein diplomatischer Mißgriff schlimmster Art wie ein Schlag ins Gesicht nicht nur ihres eignen Volkes, sondern der gesamten Kulturwelt war.

Natürlich wird der Wert dieser Beschlüsse von vornherein dadurch beschränkt, daß nur ein Teil der Mächte sie anerkannt, ein andrer Teil seine Zustimmung versagt hat; ob unter diesen Umständen die Konferenzakte auch nur für die konsentirenden Staaten irgendeine unmittelbar praktische Bedeutung haben wird, läßt sich billigerweise bezweifeln; aber man hätte Unrecht, sie darum für gänzlich belanglos zu erklären; sie könnte pro nihilo sein, selbst wenn sie schließlich von allen Regierungen ratihabirt worden wäre, und andrerseits als sehr gewichtig angesprochen werden müssen, auch falls sie etwa keine einzige Unterschrift gefunden hätte.

Der wahre Wert des Ganzen beruht einfach in der Thatsache, daß die Regierungen der hervorragendsten Kulturmächte die bisherige Anarchie des internationalen Lebens nunmehr selbst rückhaltlos verurteilt und die Notwendigkeit gewisser staatengesellschaftlicher Institutionen anerkannt haben, und zwar zu dem ausgesprochnen Zwecke, auf diese Weise die Völker von dem gegenwärtig herrschenden Militarismus zu erlösen. Gleichzeitig ist nunmehr endlich einmal bezüglich aller einschlägigen Fragen ein von den amtlichen Vertretern der Mächte ausgearbeitetes Fundament geschaffen, an das sich zum mindesten, wenn nicht die Praxis, so doch die Theorie oder die Kritik anlehnen kann, während ihr bisher in dieser Hinsicht aller feste Boden unter den Füßen fehlte. Die Konferenzakte kann und wird daher zum Ausgangspunkte einer neuen „Wissenschaft vom Internationalismus“ werden, die eigentlich gar nicht neu ist, oder wenigstens nicht neu sein sollte, da ihre Bahnen bereits seit mehr denn drei Jahrhunderten deutlich vorgezeichnet sind.

Diese Wissenschaft wird eine Unsumme technischer Fragen zu lösen haben, von denen sich bisher weder die Friedensapostel noch die Diplomaten im Haag etwas haben träumen lassen — ehe ein Staatengesellschaftsrecht im eigentlichen Sinne geschaffen wird, das seinen Grundideen voll entspricht und damit Aussicht bietet, die Praxis zu beherrschen. Aber die Haager Konferenz enthält einen Ansatz zu einem derartigen Rechtssysteme, der — wo er den an ein solches zu stellenden Anforderungen genügt — sehr bald sich zu einer Bethätigung im internationalen Leben hindurchringen und — wo er nicht zweckmäßig ausgestaltet ist — im Lauf der Zeiten zweifellos entsprechende Verbesserung erfahren wird, weil man den Plan gefaßt hat, offenbar zu diesem Zwecke, von nun an zeitweilig derartige Konferenzen wieder zu berufen.

Mag also, in der That, der Wert der Konferenzbeschlüsse vorläufig ein bloß akademischer sein, er ist jedenfalls als solcher nicht zu unterschätzen. Das im Einzelnen zu beweisen ist hier nicht der Ort. Ein richtiges Urteil läßt sich bilden durch Vergleich der Konferenzbeschlüsse mit den Ausführungen solcher Schriften, die, von der Ueberspanntheit gewisser Schwärmer völlig frei, die einschlägigen Fragen vom praktischen Standpunkte aus zu lösen versuchen, also etwa mit den Ideen der auch in den frühern Göhreschen Artikeln hervorgehobenen Schrift von B. O. T. Schafter über „hohe Politik,“ die sich ausgesprochnermaßen an mein Buch über den „Frieden in Europa“ anlehnt, von mir wieder bei meinen Auseinandersetzungen mit Professor von Stengel angeführt wurde und voraussichtlich demnächst in einer zweiten Auflage die Haager Konferenzakte verarbeiten wird. Hier sollen nur einige ganz allgemeine Bemerkungen Platz finden, wie sie auch den ferner Stehenden interessiren dürften.

Zunächst erscheint es als ein positiver Vorzug der Haager Beschlüsse, daß sie die Frage nach Abrüstung oder Rüstungsstillstand so gut wie ganz beiseite gelassen haben. Man kann gegen diese angebliche Unterlassungssünde nicht mit den Argumenten des bekannten russischen Staatsrates von Bloch ankämpfen, der behauptet, unwiderleglich durch Zahlen beweisen zu können, daß bei dem jetzigen Stande der Rüstungen ein Krieg mit Aussicht auf Erreichung der regelmäßig dabei verfolgten Ziele unbedingt unmöglich, eine „absolute Utopie“ sei. Ob das an sich richtig ist, vermag ich nicht zu beurteilen, da hierzu eine sehr gründliche militärtechnische Kenntnis gehört. Wenn es aber richtig wäre, so ergäbe sich daraus doch nur ein neuer Beleg für die Zweckmäßigkeit der Rüstungen und gegen die Abrüstung.

Die Abmachungen ferner, durch die man im Haag über die bisher schon angenommenen Grundsätze die „Humanisirung des Krieges“ zu fördern versuchte, scheinen ebenfalls nicht gerade sehr erheblich zu sein; man wird sich indessen auch darüber nicht besonders aufzuregen brauchen, denn die Idee vom „humanen Kriege“ ist eigentlich ein Widerspruch in sich, jedenfalls ein Widerspruch gegen den prinzipiellen Standpunkt der modernen Staatskunst, die nach dem alten Satze: Si vis pacem, para bellum*) doch gerade bestrebt ist, den Krieg zu einem immer gefährlichern Spiele zu machen, das eben darum immer seltner und seltner gewagt wird. Darnach käme es vernünftigerweise vielmehr darauf an, die Schrecken des Krieges beständig zu vergrößern. Je sichrer die Aussicht auf unberechenbare Menschenhekatomben oder eine möglichst gräßliche Verstümmelung der Kämpfenden ist, um so besser muß doch jenen Staatsmännern, die jede sentimentale Anwandlung aus der „Realpolitik“ ausgeschlossen wissen wollen, der Friede gewährleistet scheinen.

Der Eventualität eines Krieges nach Kräften vorzubeugen giebt es nur ein wirksames Mittel: die Ausbildung staatengesellschaftlicher Institutionen. Was die Konferenz in dieser Hinsicht geleistet hat, verdient den Umständen nach alle Anerkennung; man will das freilich stellenweise namentlich darum nicht gelten lassen, weil nur ein „permanenter“ und nicht „obligatorisch anzurufender“ Gerichtshof, d. h. nur ein solcher geschaffen ist, der erst bei hierin erzielter Uebereinstimmung zweier streitender Mächte und nicht schon auf Antrag einer Partei in Aktion zu treten hat. Gewiß ist das der allergrößte Mangel der Konferenzbeschlüsse; allein es war den Mächten unmöglich zuzumuten, schon jetzt ein obligatorisches Gerichtsverfahren zu statuiren, wo viele, ja die meisten hier in Betracht kommenden technisch-politischen Momente noch völlig ungeklärt sind. Auch hat die Konferenz hinsichtlich eines einschlägigen Punktes, der bisher sehr im Ungewissen lag, ein sehr richtiges Prinzip aufgestellt mit der Bestimmung, daß der zu konstituirende Gerichtshof alle internationalen Streitigkeiten nach dem bestehenden Rechte zu entscheiden habe,

*) Willst du den Frieden, so rüste zum Krieg. D H

also überhaupt nur für Rechtsstreitigkeiten zuständig sein soll, bei denen von beiden Seiten grundsätzlich der Status quo anerkannt wird und nur eine Verschiedenheit in dessen Auffassung hinsichtlich eines konkreten Falles vorliegt, nicht aber für „hochpolitische Fragen," bei denen es sich um eine Verschiebung der bestehenden Verhältnisse handelt. Damit ist den unklaren Vorstellungen gewisser kritikloser Köpfe vorgebeugt, daß künftig auch im internationalen Leben das Prinzip der „Gerechtigkeit," d. h. das, was dem ersten besten dieser Schlaumeier als gerecht erscheint, zur Geltung kommen müsse, während es sich der Natur der Sache nach nur darum handeln kann, daß auch im internationalen Leben eine gewisse systematische „Ordnung," ein nach modernen Rechtsbegriffen ausgestaltetes Verfahren Platz greift, um die seis geschichtlich seis vertragsmäßig herausgebildete Machtverteilung aufrecht zu erhalten oder eine Aenderung derselben nur auf „ordnungsmäßigem" Wege, durch freie Uebereinstimmung der Beteiligten, zuzulassen. Diese Idee eines „Staatengrundvertrags," die, um mit den Haager Konferenzbeschlüssen zu reden, lediglich eine neue „diplomatische Methode" oder, wie Schafter sagt, nichts andres als eine Reform in der Technik der hohen Politik bedeutet, wird dann freilich konsequenterweise, wenn die Souveränität der einzelnen Mächte nicht aufgehoben werden soll, dazu führen müssen, ein solches Abkommen, wie die Haager Konferenzakte, wenigstens grundsätzlich, nur immer auf eine bestimmte Zeit für giltig zu erklären, nach deren Ablauf es ausdrücklich zu erneuern wäre. Das aber ist im Haag anscheinend ebenso sehr wie der Umstand übersehen worden, daß ein solcher bei seinen Entscheidungen an ein bestimmtes materielles Recht gebundner Gerichtshof im Grunde gar kein „Schiedsgericht" mehr, sondern ein „ordentlicher Gerichtshof" ist, wenn es auch freilich auf den Namen nicht weiter ankommt. Vielleicht hätte man, wenn man sich über alle diese Punkte klar gewesen wäre, dann doch unter ausdrücklicher Berücksichtigung derselben den „obligatorischen Rechtsweg" beschlossen, der eben nur unter diesen Voraussetzungen zulässig ist. Wie immer dem aber auch sein mag, es kann schon der von der Konferenz beschlossene Gerichtshof, dessen Anrufung fakultativ ist, nahezu ganz ebenso wirken wie die Statuirung eines obligatorischen Verfahrens, weil nämlich gleichzeitig, im Gegensatz zu den bisherigen Prinzipien von der Neutralität und Nichtintervention der unbeteiligten Mächte bei Streitigkeiten einzelner, das Institut der „guten Dienste" und der „Vermittlung" beschlossen wurde. Damit ist eine Handhabe geschaffen, mit der bei einigem Geschick in allen Fällen eine sehr energische Pression auf jede mit einer andern in Streit geratene Regierung dahin geübt werden kann, eine Entscheidung des permanenten Gerichtshofes zu extrahiren. Das braucht gar nicht weiter begründet zu werden, weil es für jeden Einsichtigen auf der Hand liegt; höchstens könnte zweifelhaft sein, ob man mit diesen Instituten nicht schon wieder zu weit gegangen ist, oder doch weiter, als es mit der Anordnung eines obligatorischen Verfahrens für eine zunächst ganz kurze, etwa auf fünf oder sechs Jahre berechnete Periode geschehen wäre, sodaß in der That die Mächte Bedenken tragen können, sich diesen Bestimmungen anzuschließen.

Man sieht: die Unklarheit über das eigentliche Wesen der Sache kommt an allen Ecken und Enden zum Vorschein, aber trotzdem wird man mit den Franzosen sagen dürfen: La vérité est en marche. Es ist geradezu lächerlich und nur durch gewisse Hintergedanken veranlaßt, wenn man die Ansicht vertritt, als ob die Konferenz, ausschließlich der Laune eines exaltirten Autokraten entsprungen, ein bloßes absonderliches Intermezzo der Weltgeschichte ohne alle Bedeutung für die Zukunft gewesen sei. Ganz im Gegenteil: die Konferenz bedeutet zweifellos den Anfang einer neuen weltgeschichtlichen Epoche, deren Einleitung sich schon seit etwa drei Jahrhunderten, d. h. so lange abspielt, als unter der zivilisirten Menschheit, sei es auch nur instinktiv, doch unablässig die Idee von der Vergesellschaftung der Kulturmächte wirkte. Wer sich dieser Ueberzeugung verschließen will, braucht nur auf die Umstimmung der Geister verwiesen zu werden, die sich teilweise im Haag vollzog. Jene eingangs erwähnten Delegirten, die ursprünglich alles hernach zustande Gebrachte für einen absoluten Widersinn, für die Ausgeburt der beschämendsten Vaterlandslosigkeit erklärten, arbeiteten schließlich doch an der Sache mit. Man muß also entweder annehmen, daß sich diese Leute in Wahrheit nur als Abstimmungsautomaten ihrer Regierungen fühlten, oder daß — was wahrscheinlicher ist — die unglaubliche Verbohrtheit, mit der sie zunächst den Grundgedanken der Haager Konferenz gegenübertraten, nur erheuchelt war, weil sie glaubten, damit an gewissen maßgebenden Stellen besondres Wohlgefallen zu erwecken, und plötzlich zu besserer Einsicht gelangten, als sie merkten, daß von oben her ein andrer Wind wehe, oder daß die Kulturwelt denn doch allzu mächtig gegen die sinnlose Anarchie des internationalen Lebens anstrebt: auf alle Fälle dann freilich ein beredtes Zeugnis für die ganze Unzulänglichkeit unsrer zünftigen Wissenschaft, die die ihr notwendige geistige Unabhängigkeit völlig eingebüßt hat und keine andre Aufgabe kennt als die, das herrschende System durch Sophismen zu beschönigen.

In Wahrheit sind die Interessen der Kulturwelt allerdings solidarisch, aber nicht in der Art, daß schließlich jede einzelne Macht auf ihre Entschlußfähigkeit, d. h. ihre Souveränetät oder die nationale Selbständigkeit, zu verzichten hätte, wie das unter Umständen aus der Konvention der Haager Konferenzakte mit Bezug auf gute Dienste und „Vermittelung" ganz unbemerkt sich herausbilden könnte, sondern nur in der Art, daß, im wohlverstandnen Interesse jeder einzelnen Macht, eine Basis geschaffen werden muß, auf der die Mächte einander in die Hand arbeiten, die schon bestehenden internationalen Organisationen immer mehr ausbauen oder beständig neue ähnlicher Art schaffen können. Auf die positive Förderung des Kulturlebens gerichtet, muß sie dann ganz von selbst das beste, natürlichste Mittel werden, allen gewaltsamen Störungen des internationalen Lebens vorzubeugen, weil sie, je mehr sie sich in die Gewohnheit der Menschen einlebt, die Aufrechterhaltung des Friedens immer wahrscheinlicher und demgemäß die Abrüstung oder den Rüstungsstillstand plausibler machen wird.

Die Frage nach Abrüstung und Rüstungsstillstand ist nur eine solche sekundärer Natur, die gar nicht als ein selbständiges Problem hingestellt werden kann. Und es ist ebenfalls so unlogisch als möglich, eine „Friedensfrage" in dem Sinne aufzuwerfen, daß eine Zeit angestrebt werden müsse, in der der Krieg „abgeschafft" ist. Denn Alles, was der Erfahrung nach thatsächlich möglich und nach der Natur der Sache logisch denkbar ist, also auch der Krieg, kann niemals als „aus dem Entwicklungsprozesse der Menschheit eliminirt" angesehen werden, sodaß die Staatskunst niemals mit einer „absolut garantirten Kriegslosigkeit" wird rechnen dürfen. Darum ist die sogenannte Friedenslitteratur, die sich mit der „Friedensfrage" in dem gedachten Sinne befaßt, meistens nur ein hohles Gerede ohne jeden positiven Inhalt; sie giebt höchstens den Verteidigern der internationalen Anarchie einen gewissen Anschein von Berechtigung und hat vielleicht am allermeisten die unnatürliche Verzögerung in der unabweisbaren Reform des internationalen Lebens als solchen verursacht, indem sie den allgemeinen Glauben erweckte, als ob eine solche Reform auf praktischem Wege undenkbar und die Beschäftigung damit lediglich die Sache überspannter Köpfe sei. Die Haager Konferenz hat diesen Irrtum ein- für allemal zerstört; und die Folgen davon werden sich demnächst im Völkerleben geltend machen, so sehr gegenwärtig noch Mißgunst und wirkliche oder künstlich dressirte geistige Beschränktheit sich dagegen verschließen. Es beginnt bereits zu dämmern, und der helle Tag wird kommen.

Eugen Schlief

Aus einem Wiener Briefe

Von einem Freunde unsers Blattes ging uns ein längerer Bericht zu, aus dem wir das Wichtigste im Auszuge unsern Lesern mitteilen.*)

*) Leser unsres Blattes wünschen eine eifrigere Berichterstattung von der Uebertrittsbewegung in Oesterreich. Quid novi ex Austria? ist die ungeduldig wiederholte Frage. Die meisten Sonntagsblätter unterwerfen sich mehr oder minder willig diesem Drängen des Publikums. Man kann sich freuen über die wachsende Anteilnahme an dem, was in Oesterreich geschieht, aber doch nur warnen vor der Verirrung in Sensationslust und Sensationsmacherei. Es geschieht

Der Schreiber spricht sich über eine Reihe von Ereignissen aus, die mit der Los von Rom-Bewegung mehr oder minder in Zusammenhang stehen. Im Gegensatz gegen das gewaltsame Vorgehen der Verwaltungsbehörden freut er sich zuvörderst über die verhältnismäßige Objektivität der richterlichen Organe, und zwar in dem Prozeß gegen den Auskultanten (= Referendar) Fraiß in Graz, dessen aufgefangene Briefschaften Anlaß zu einer Anklage wegen Hochverrats gaben, und in der Entscheidung des Verwaltungsgerichts über den Beschluß der Stadt Wien, drei Millionen Subvention für katholische Kirchenbauten zu bewilligen:

1. Der Prozeß Fraiß, sowie die Entscheidung des Verwaltungsgerichtshofes bieten einmal etwas Erfreuliches: daß nämlich der österreichische Richterstand vielfach noch frei und gerecht genug ist, um dem von Klerikalen und Regierenden ausgeübten Hochdruck zu widerstehen und nur der Stimme des Rechtes unparteiisch zu folgen. — Andrerseits freilich haben diese beiden Fälle auch ihre recht unerfreulichen Seiten.

Schon der Umstand, daß man einen Mann auf vage Verdachtsgründe hin mehrere Wochen lang in Untersuchungshaft beließ, trotzdem man eingesehen hatte, daß die Anklage auf Hochverrat nicht aufrecht zu erhalten sei, zeugt von dem gewaltigen Druck, den Klerikale und Regierung in dieser Sache anfänglich mit Erfolg ausgeübt haben, um Fraiß womöglich als Verbrecher in den Kerker zu bringen. Wenn Fraiß schließlich bloß wegen Preßvergehens zu 100 Gulden Geldstrafe verurteilt wurde, so muß man sagen, daß die lange Untersuchungshaft und die damit verbundne Unehre eine im voraus abgebüßte, harte und in keinem Verhältnis zum Vergehen stehende Strafe bildet. Wer gewährt Fraiß hierfür eine Sühne? Und wird die Regierung, die auf bloße Verdachtsgründe hin die Amtsentlassung von Fraiß verfügte, diese ungerechte Verfügung zurückziehen? Von solcher Sühne verlautet nichts.

Weiter hat der Staatsanwalt ganz im Sinne der Klerikalen den Vorwurf erhoben, die Uebertritts-(Abfalls-)Bewegung sei eine rein politische, der die untergeschobnen religiösen Motive nur als Folie oder als Deckmantel dienen, als Mittel zu einem Zweck, den die Anklage unverhohlen als staatsfeindlich und antidynastisch bezeichnet. Dadurch wird mittelbar jede Kirche, zu welcher der Uebertritt erfolgt, beschuldigt, solchen Tendenzen Vorschub zu leisten. Die offizielle Kirchenbehörde aber hat diesen schweren Vorwurf noch immer nicht abgelehnt. So lastet denn noch immer der nunmehr auch von einem offiziellen Vertreter der Behörde erhobne Vorwurf auf der Uebertrittsbewegung und damit auch auf dem Protestantismus, daß dieses geistige Band, das die Deutschen hüben und drüben enger an einander schließen soll, unvereinbar ist mit dem österreichischen Staatsgedanken.

Aber in vielfacher Hinsicht hat der Prozeß und — man kann sagen — der Freispruch eine wohlthätige, befreiende Wirkung geübt und einigermaßen das Gefühl der Rechtssicherheit erhöht, da man sieht, daß sich wenigstens der Richterstand doch nicht ohne weiteres klerikalen Machtgelüsten dienstbar machen läßt.*)

2. Ein Gleiches gilt von der Entscheidung des Verwaltungsgerichtshofes. Die Wiener Gemeinde hatte für Kirchenbauzwecke Subventionen in der Höhe von etwa drei Millionen Gulden bewilligt. Dagegen hatte ein Gemeinderat den Rekurs ergriffen und, als Statthalterei und Ministerium der Wiener Gemeinde Recht gaben, die Sache bis vor den Verwaltungsgerichtshof gebracht. Sein Rekurs gründet sich darauf, daß die Gemeindemittel von Steuerzahlern aller Konfessionen aufgebracht werden, daß aber gesetzlich die Angehörigen einer Religionsgenossenschaft nicht verpflichtet sind, zu Kultuszwecken einer andern Kirche Beiträge zu leisten. Die Gemeinde hingegen vertrat den Standpunkt, daß sie wie für andre gemeinnützige oder öffentliche Zwecke auch für Kirchenbauten Subventionen bewilligen dürfe, und daß eine gegenteilige Entscheidung eine Verletzung der Gemeindeautonomie bedeute. Der Verwaltungsgerichtshof entschied gegen die Gemeinde, da die Kirchenbauten nicht in den Wirkungskreis der bürgerlichen Gemeinde fallen, sondern Sache der Pfarrgemeinde seien.

So unerhört schroffe Angriffe und Insulten waren die Antwort auf diese Entscheidung, daß der Präsident des Verwaltungsgerichtshofs, der streng katholische Graf Schönborn, im klerikalen „Vaterland" den Verwaltungsgerichtshof in Schutz nehmen mußte. Er schloß:

Wer Berufsrichter kritisiren, wer sie tadeln will, der hat vor allem darzuthun, daß er dem Getadelten an Objektivität und Unparteilichkeit mindestens ebenbürtig, wo nicht überlegen ist. Kann er das nicht, oder will er das nicht, so ist das schlimm für die Sache der Justiz, und schlimmer für den Kritiker selbst, der durch seine Leidenschaft und Gehässigkeit sich des ihm etwa zukommenden Rechts selbst beraubt hat. Und nicht gegen Zweifel an der Unfehlbarkeit der Justiz, wohl aber gegen eine Kritik, wie sie im niederösterreichischen Landtage geübt wurde, und welche ebenso unsachlich als beleidigend war, gegen eine Kritik, welche die Sache nicht erschöpfte, aber die Personen beschimpfte, verwahre ich allen Ernstes den Gerichtshof, dem ich vorstehe, für jetzt und für die Zukunft, die uns Wiederholungen des gestern Gehörten nicht ersparen wird. (Ostdeutsche Rundschau vom 16. Mai, Seite 2.)

3. Weiter habe ich als Zeichen der Zeit die systematisch betriebne Hetze gegen die freiheitliche Neuschule und den nicht klerikal gesinnten Teil der Lehrerschaft hervorzuheben. Die Nr. 147 der Ostdeutschen Rundschau vom 31. Mai bietet eine Auswahl der Ehrentitel, mit denen man die Lehrer im Landtage belegte. Hiergegen haben die freiheitlich gesinnten Lehrer (teils deutschnationale, teils sozialdemokratische) eine gemeinsame entschiedne Gegenkundgebung veranstaltet — am 31. Mai —, sowie auch gegen jenen Beschluß, durch den die Lehrer aus dem zweiten in den dritten Wahlkörper versetzt wurden. Im niederösterreichischen Landtage ging auch der Antrag durch, statt der achtjährigen die siebenjährige Schulpflicht in den Landgemeinden einzuführen, also deutliche Anzeichen, daß die klerikale Partei neuerdings gewaltige Anstrengungen macht, die Bildung des Volkes herabzudrücken und die Schule in ihre Gewalt zu bekommen. . . .

Schreiber kann ferner nicht genug warnen vor Unvorsichtigkeiten seitens reichsdeutscher Freunde der Bewegung. Diese Unvorsichtigkeiten haben die Ausweisungen reichsdeutscher Geistlichen und (äußerlich) den Prozeß gegen Fraiß zur Folge gehabt. Schon mehr als eine Unbesonnenheit ist die Verbreitung der Flugschrift „Oesterreichs Zusammenbruch und Wiederaufbau." Unser Freund faßt an einer Stelle sein Urteil dahin zusammen:

4. Es darf auch nicht der Schein aufkommen, als würden unsre deutschen Brüder nicht von reinen Beweggründen, sondern von irgend welchen selbstsüchtigen geheimen Absichten, Plänen geleitet, als würde insgeheim eine andre Verbindung angestrebt, als die Befestigung der nationalen und geistigen Zusammengehörigkeit und der treuen Waffen- und Bundesbrüderschaft, wie sie derzeit zwischen den beiden Reichen und ihren Monarchen besteht. Hier ist vielleicht darauf hinzuweisen, daß die Bewegung in Oesterreich entstanden ist, und daß sie deshalb auch von hier aus weiter geführt werden muß. . . . Nichtsdestoweniger rechnen wir auf die treue Hilfe und Unterstützung unsrer deutschen Brüder. Sie mögen die österreichische Bewegung mit gespannter Aufmerksamkeit weiter verfolgen; sie mögen sich bemühen, sich möglichst genau über unsre österreichischen Verhältnisse und Vorgänge zu unterrichten. . . . Sie mögen die möglichste Zurückhaltung in Urteilen üben, durch welche die österreichische Bewegung in ein falsches, schiefes Licht gerückt wird. Sie sollen das Gewicht ihrer ehrlichen, selbstlosen Sympathie für unser Volk und unsre Kirche in die Wagschale des öffentlichen Urteils legen, sollen es uns merken lassen, daß wir in unserm ehrlichen Ringen und Kämpfen stets einen festen moralischen Rückhalt an der öffentlichen Meinung des geachteten Deutschen Reiches haben.

. . . Zu diesen Unbesonnenheiten rechne ich u. a. auch das

---

nicht so viel Neues, weder in der Bewegung, noch seitens der sie bekämpfenden Regierung. Auch in obigem Briefe hat die Entscheidung des Verwaltungsgerichts unter 2 — so interessant sie ist, besonders als Parallele zu dem umgekehrten Rechtsstreit der Berliner Kirchgemeinden mit der Stadt Berlin — mit der Uebertrittsbewegung sehr wenig zu thun. Es mag Manches sich vorbereiten, sich entwickeln; wir sollen mit brüderlichem Interesse kräftige Handreichung thun, aber man soll nicht die Ungeduld pflegen und nicht die Phantasie mit der Erwartung außerordentlicher Ereignisse aufregen. Man soll auch zurückhaltender sein in der Hinnahme unkontrolirter und nur zu oft unkontrolirbarer Nachrichten. D H

*) Näheres über den Prozeß findet sich Chronik Nr. 26.

blinde Losschlagen auf den Oberkirchenrat, wie die Nummer 22 der Chronik wieder ein solches vom Neuen sächsischen Kirchenblatt meldet; die Erlasse sind vom Ministerium ausgegangen und vom Oberkirchenrat nur in Erinnerung gebracht worden, offenbar weil er befürchtete, daß die Regierung noch mehr Schwierigkeiten bei der Anstellung von Ausländern machen würde, wenn jene Bestimmungen nicht beachtet würden. Eine gerechte Beurteilung müßte nicht bloß auf die Fehler des Oberkirchenrats achten, sondern auch auf seine außerordentlich schwierige Lage gegenüber der Regierung, wie das z. B. Sulze (in Nummer 9 dieses Blattes) sehr richtig anerkannt hat. Es will sich infolge der Bewegung eine Spannung zwischen Gemeinden und Oberkirchenrat entwickeln, die den Sinn für eine gegenseitige gerechte Beurteilung immer mehr trübt, und die deshalb sehr bedenklich werden kann.

5. Die Beschlagnahme evangelischer und altkatholischer Flugschriften dauert fort; darunter sind eine ganze Anzahl der „Freundschaftlichen Streitschriften," ferner besonders der Auszug aus der Theologie des Liguori (Beichtspiegel) von Kraßmann. Ich muß sagen, mit dem letztern kann ich mich auch nicht recht befreunden. Die Stellen werden ja echt sein und lassen die Moraltheologie der Jesuiten gewiß in recht bedenklichem Lichte erscheinen. Aber sofern man nun diese Lehren gleichsam als offizielle Lehre der katholischen Kirche hinstellt, erscheint das doch trotz päpstlicher Approbation des Liguori als ein recht anfechtbares Kampfmittel; die Katholiken können mit Recht sagen: Das lehrt unsere Kirche nicht, und solche sittliche Anschauungen herrschen auch in unsrer Gemeinschaft nicht. Ich glaube, solche Angriffe sind fast auf dieselbe Stufe zu stellen wie jene, die man auf katholischer Seite neuerdings gern wider die evangelische Kirche wegen des Beichtrates Luthers und Melanchthons in Sachen der Doppelehe Philipps von Hessen richtet. — Der Staatsanwalt hat bei diesen Konfiskationen betont, daß in allen den Schriften die katholische Kirche herabgesetzt und verspottet und ihr die Verachtung bezeugt werde. Mit diesem Standpunkt der Staatsanwaltschaft muß man rechnen und bei Abfassung von Flugschriften vornehmlich den Grundsatz befolgen, den Robertson einmal ausspricht, „die Wahrheit aus dem Irrtum herauszuschälen und sie klar und fest und ohne Polemik zu bezeugen," oder wo Polemik unvermeidlich ist, sie doch in einer Weise zu führen, daß dadurch nicht erwünschte Handhaben zum Einschreiten geboten werden.

6. Besonders streng werden die Gesetze gegenüber den Altkatholiken angewandt: die Bildung einer altkatholischen Gemeinde in Graz wurde vom Kultusministerium wegen angeblicher Formfehler nicht bewilligt, die Abhaltung von altkatholischen Versammlungen, ja selbst von Predigten (letztere sollten in einem Gasthaussaale vom Pfarrer Ferk gehalten werden) verboten, der Herausgeber des altkatholischen Volksruf wegen Versendung von Bezugseinladungen bestraft, weil in diesen der Bezug als Förderung der Los von Rom-Bewegung bezeichnet war, und kürzlich wurde die Herausgabe des Blattes von der Polizeidirektion ganz eingestellt, und zwar aus dem formellen Grunde, weil einige kleine Aenderungen im Erscheinen des Blattes nicht der Behörde angezeigt worden waren; gleichzeitig aber wurde die Herausgabe eines neuen altkatholischen Blattes, das den Titel „Los von Rom" führen sollte, mit Rücksicht auf die Unzulässigkeit dieses Titel untersagt.

7. Sehr bedenklicher Art ist die immer häufiger vorkommende Verletzung des gesetzlich gewährleisteten Briefgeheimnisses. Mir selbst sind größere Briefschaften, in denen man wohl Drucksachen vermutete, aufgerissen zugekommen, auch andre Freunde haben sich beschwert, und die Ostdeutsche Rundschau hat kürzlich mehrere Fälle namentlich aufgeführt, da Briefe aus Deutschland (selbst ein amtlicher) und aus Böhmen aufgerissen oder aufgeschnitten und nachträglich von der Post versiegelt zugestellt wurden.

Aus einem spätern Briefe:

Bedeutungsvoll erscheinen mir die Begebenheiten, die sich in Tirol anläßlich der Sonnwendfeier sowie der Feier des achtzigsten Geburtstages von Adolf Pichler abspielten.

Die nationale Sonnwendfeier, die ja auch in andern österreichischen Ländern mit Vorliebe begangen wird, hatte in Innsbruck bei sorgfältiger Vorbereitung unter sehr starker Teilnahme der Bevölkerung stattgefunden. Von Seite des Tiroler Witzblattes „Der Scherer" war eine eigne Festnummer für diese Feier herausgegeben worden. Daraufhin erließ der Fürstbischof von Brixen, Dr. Simon Aichner, einen Hirtenbrief, in dem er die abgehaltene Sonnwendfeier als eine ebenso unkirchliche wie unpatriotische Versammlung bezeichnet; er protestirt im Namen der Religion und des Tiroler Volkes gegen die durch diese Feier der katholischen Religion zugefügte Unbill und behauptet, daß in dieser Versammlung zum Abfall vom katholischen Glauben aufgereizt und die Grundfesten des Christentums in frechster Weise angegriffen worden seien. Die Bewohner von Innsbruck werden aufgefordert, sich derartige Verletzungen des patriotischen Gefühls und Schmähungen des Glaubens nicht gefallen zu lassen. Gleichzeitig wird gegen das nationale Witzblatt „Der Scherer" der Kirchenbann ausgesprochen. Die Wiener Reichspost begründet dieses geistliche Zeitungsverbot damit, daß aus dem Blatte überall „der durchaus heidnische, antichristliche, glaubens-, kirchen-, priester- und vaterlandsfeindliche, unmoralische Geist hervorgrinse":

Und nun denke man, daß dies Blatt im „heiligen Land Tirol" erscheint, wo Glauben, Gottesfurcht, Kirchentreue, Liebe des Volkes zu seinem Kaiser und seinem Vaterlande geradezu sprichwörtlich ist, und man wird den Seelenschmerz des greisen Oberhirten dieses Landes begreifen; man wird aber auch die Entschiedenheit desselben würdigen, mit welcher er solchem freveln Beginnen, eingedenk seiner strengen bischöflichen Verantwortung, entgegentritt.

Der Sonnwendfeierausschuß wies in mannhafter, würdiger Antwort die erhobnen Anschuldigungen und Verdächtigungen als unwahr zurück und erklärte gleichzeitig ein für allemal: „Deutschem Rechte und deutschem Brauche soll durch die kirchliche Anmaßung kein Eintrag geschehen."

Der Herausgeber des Scherer aber hat in öffentlichem Aufzuge den Bannbrief des Bischofs vor dem Ursulinerkloster verbrannt. Gleichzeitig vereinigte sich die national-freiheitliche Bürgerschaft von Innsbruck zu einer großartigen Feier von Adolf Pichlers achtzigstem Geburtstage und gestaltete diese Ehrung (die ursprünglich von der Künstlervereinigung Pan und der akademischen Jugend ausging) zu einer mächtigen, nationalen, freiheitlichen und darum auch antiklerikalen Kundgebung.

Von klerikaler Seite hinwiederum wurde eine Ergebenheitsadresse für den Bischof von Brixen veranstaltet und zugleich für den 30. Juli eine Protestversammlung einberufen. So ist denn auch in Tirol der Kampf mit großer Heftigkeit entbrannt. Es ist erklärlich, daß sich die Klerikalen in ihrer Hochburg Tirol mit allen Mitteln gegen die nationale Freiheitsbewegung wehren.

Bekannt ist ja, daß noch im Jahre 1837 die evangelischen Zillerthaler aus Tirol vertrieben wurden, sowie daß trotz Protestantenpatent und Kirchenverfassung die Bildung eigner evangelischer Gemeinden in Meran und Innsbruck verboten und erst im Jahre 1875 nach langen Verhandlungen gestattet wurde.

In neuester Zeit schreitet die Bildung neuer evangelischer Gemeinden und Predigtstationen erfreulicherweise auch in Tirol vorwärts (Gries bei Bozen, Arco, von Innsbruck aus Predigtstationen in Gossensaß und Kufstein), wobei neuerdings die Bezirkshauptmannschaft Brixen anfänglich den Versuch machte, diese Gottesdienste zu verbieten!

Neues und doch Altes

In einem neuen Buch*) las ich kürzlich: die Liebe verlangt kein Märthyrertum und keine Opfer. Solange es Märthyrer giebt, solange wird es auch Peiniger geben — man lasse sich nicht quälen und opfere sich nicht um jeden Tand! Heute suchen die Dekadenten Wonne sogar im Leid und Schmerz. Nein — Liebe ist Gegenseitigkeit und die Gegenseitigkeit verlangt keine Opfer. Die Liebe ist nicht blind. Wir wollen die Liebe ohne Mystik und Fetischismus. Schon Havlicek sagte: „Früher starben

*) Mazaryk, Sozialismus und Ethik. Wien, 1899.

Männer für ihr Vaterland, für das Wohl ihres Volks; wir jedoch wollen aus demselben Grund leben und arbeiten." Das ist modern empfunden, modern geliebt. Ebenso empfand Dostojewski. Sein Aljoscha ist ein ehrenhafter Jüngling, er sucht die Wahrheit und will sie mit ganzer Seele in Thaten umsetzen. „Obwohl, unglücklicherweise, diese Jünglinge es nicht begreifen, daß es vielleicht in vielen Fällen das leichteste Opfer ist, das Leben zu opfern; hingegen beispielsweise fünf, sechs Jahre seines von Jugend überschäumenden Lebens an mühseliges schweres Lernen, an die Wissenschaft hin zu geben und eben nur zu dem Zwecke, um seine Kräfte zu verzehnfachen für den Dienst derselben Wahrheit, für dieselbe That, für die er sich begeistert und die auszuführen er sich vorgenommen hat — ein solches Opfer übersteigt gänzlich die Kräfte Vieler von ihnen . . ." So empfindet Ruskin: „Die höchste Weisheit liegt nicht in der Selbstverleugnung, sondern darin, die höchste Freude in sehr geringen Sachen finden zu lernen." So empfindet der Amerikaner Howell: „Wir wollen versuchen, der kleinen Opfer fähig zu sein, die jeder von uns für den Andern bringen muß; es wird ihrer gerade genug sein. Manche Frau, die entschlossen wäre, für ihren Mann zu sterben, macht ihn unglücklich, weil sie für ihn nicht leben wird. Verachtet nicht den Tag der kleinen Dinge." Genug der Zitate. Aehnliches können wir im Tagebuch Amiels lesen, wie er das Sterben für leichter erklärt, als das Altwerden, weil es leichter ist, von einem Gut ganz und gar abzulassen, als tagtäglich kleine Opfer bringen. Aehnliches bringt das Buch Maeterlincks: La Sagesse et la Destinée. „Ja — so oder ähnlich ist die moderne Liebe! diese Liebe ist Arbeit, Arbeitsamkeit, Energie, sie bekämpft die zahllosen, kleinen, unbedeutenden, alltäglichen Feinde der Mikroben des Uebels . . ."

Und ich besann mich, wo ich schon Aehnliches gelesen. Da hörte ich Jesus zu seinen Jüngern sagen: Wer im Geringsten treu ist, der ist auch im Großen treu, und es ist genug, daß ein jeglicher Tag seine eigene Plage habe. G Traub

Seid nicht so verschwenderisch!

Ein freundschaftliches Nachwort zu dem Neuesten des Herrn Archemoros)*

Da hat uns der Herr Archemoros eine gar schöne und erbauliche Betrachtung gehalten, an die wir nun jedesmal denken werden, wenn wir ein unscheinbares Kästchen schwedischer Zündhölzer zur Hand nehmen. Und mit herzlicher Freude werden wir es thun, wir alle, die wir darüber seufzen, daß in der Welt soviel Streit ist um die Reibflächen, daß man jedwedem Span dieselbe vorschreiben will, unbekümmert um die Mischung in seinem Kopfe, die doch die ihm gemäße Reibung verlangt, um hellleuchtend aufzuflammen. Ja, Dank, lieber Herr Archemoros, für die Mahnung, nicht verschwenderisch zu sein mit der „in der Welt vorhandnen religiösen Gesinnung," den Einen in der strengen Erfüllung des Gesetzes, der Enge des Buchstabenglaubens, Jenen in der herrlichen Freiheit der Kinder Gottes, selbst in der Nichtbeachtung aller äußern Form gewähren zu lassen, wenn nur in ihrem Innenleben die läuternde Flamme des Glaubens auflodert, das Ich durchdringend und verzehrend.

Aber nun fährst du fort: „Verwerft nicht die Flamme um der Reibfläche willen! Verwerft die Hölzer, die sich nicht entzünden lassen. Damit warf ich das eine Holz, das ich ohne Zündköpfchen in dem Kästchen gefunden hatte, weit weg von mir in das Zimmer."

Ach, Herr Archemoros, warst du da nicht zu verschwenderisch?

In unserm Hause herrscht von der Väter Zeiten her die Ueberlieferung, daß, wer den Pfennig für sich selber spart, den Thaler leichter weggeben kann. Müssen wir Modernen nun mit der Mark rechnen, so halten wir darum nicht minder fest an der guten, alten Familientradition.

Am Winterabend sitzen wir mit einander bei der Lampe, bis endlich die Stunde, die späte Stunde unsrer Nachtruhe

*) Vgl. Christliche Welt Nr. 26.

schlägt. Meine Schwester steht dann wohl zuerst auf; sie sucht hier und dort umher, guckt in die Ecken des Zimmers. Was suchst du denn nur? — Ich sehe zu, ob ich nicht ein weggeworfnes Zündhölzchen finde, so eines, das sein Köpfchen verloren hat, schon einmal benutzt worden ist.

Triumphirend hebt sie das Gefundne in die Höhe, hält es über die Lampe. — Vergeblich! Neuer Versuch! — Sie hält es etwas tiefer — ich schraube die Lampe ein wenig höher. — Die Flamme leckt empor; das Hölzchen entzündet sich. — „Seht, es flammt, es leuchtet, es nützt, es hat die Seligkeit, verzehrt zu werden."

Mancher Span ist zu kurz gekommen, als sie alle eingetaucht wurden in die entzündbare Masse, manch einer ist verpufft, von ungeschickter Hand abgestrichen, ohne sich zu entzünden. Nun ist an ihm keine Reibfläche zu finden.

Gar manchen unsrer Brüder und Schwestern ward der Glaube genommen. Sie hatten sich wund und müde gerieben an rauhen Mauern und glatten Flächen. Ihr Streben, ihr Sehnen schlummerte ein, ging verloren. So schienen sie tot zu sein — war da noch religiöse Gesinnung? — War da noch höheres Leben und Sein?

Und siehe, die Flamme der Liebe züngelte ihnen entgegen, die Glut der Gerechtigkeit schlug zu ihnen hinüber, das milde Licht der nimmer müden Geduld umschloß sie, und eine Kraft ward in ihnen frei, eine Kraft, die da leuchtete und wärmte. — Wer aber will es sagen, wenn erst die feurige Zunge aufwärts lodert, wann und wie die Flamme sich in die des Glaubens und der ewigen Hoffnung wandelt.

Nichts wegwerfen, lieber Herr Archemoros; wir dürfen nicht so verschwenderisch sein. Marie Hecht

Verschiedenes

Armenien. Wir erhielten — im Juli — folgenden Brief: „Die Rohrbachschen Ausführungen über Armenien haben wohl nun fast alle Leser der Christlichen Welt davon überzeugt, daß das unglückliche armenische Volk ebenso unterstützungsbedürftig als würdig ist. Möge nun aber auch das Interesse für die Armenier sich rege bethätigen und eine nimmer müde Opferwilligkeit wach bleiben! An meinem Teile sende ich beifolgende 5 Mark als Gabe für Armenien: vielleicht, daß ich in der Lage bin, Ihnen künftig halbjährlich diesen Betrag als Beisteuer zur Linderung der armenischen Not zuzusenden. — Würde es nicht empfehlenswert sein, in jeder Nummer der Christlichen Welt stets neu den Appell zu wiederholen: Gaben für Armenien werden erbeten? . . ."

Ein notwendiges Liebeswerk. Es wird den Lesern kaum mehr ein Geheimnis sein, daß die unter vorstehendem Titel gepflegte Hilfsarbeit auch den Armeniern gilt. Wer Näheres zu wissen wünscht, verlange Auskunft von der Redaktion. Hier liegt uns nur daran, einer pessimistischen Aeußerung entgegenzutreten, die jüngst von uns sehr nahestehender und anscheinend kundiger Seite gefallen ist, als wäre auf diesem Wege gar nichts eingekommen und gar nichts geleistet worden. Es sind 1907 Mark gesammelt und verwendet. Das ist gewiß wenig, aber man braucht das Wenige nicht zu verachten. Nur bitten kann man, daß anfängliche Freunde der Sache nicht erlahmen, neue sich gewinnen lassen. In der Ausdauer für die armenische Not beschämen uns die Gemeinschaftskreise hart. R

Drei katholische Priester auf einem Gustav-Adolf-Feste. Unter dieser Spitzmarke, der an Sensation nichts mehr fehlt, geht ein Bericht durch die Blätter von dem Auftreten dreier gewesener Priester aus Oesterreich auf einem thüringischen Gustav-Adolf-Fest. Auf uns wirkte ergreifend der Appell des einen an das Herz der evangelischen Christenheit, den übergetretnen Priestern doch die Hilfe nicht zu versagen. In der That, mit der Scheu, diesen Konvertiten die Hand zu reichen, weil uns Evangelischen bei unserm Kirchen- und Glaubensbegriff jede Konversion zunächst in ihrem Werte zweifelhaft ist — mit dieser Scheu muß gebrochen werden. Und zwar besonders den römischen Priestern gegenüber. Wird ein Katholik in bürgerlichem Beruf evangelisch, so mag man in der Regel ihm zumuten, daß er selber für sich sorgt, auch etwaige üble Folgen seines Schrittes tapfer auf sich nimmt. Aber diese Priester sind durch ihre Erziehung dem praktischen Leben planmäßig entfremdet; daß sie evangelische Pfarrer werden, ist durchaus nicht selbstverständlich und zumeist auch recht kostspielig, ihre Ueberführung in einen neuen Beruf ohne fremde Hilfe in der Regel nicht zu bewerkstelligen. Uns jammert, wenn wir der vielen darbenden und suchenden Männer gedenken, die aus Gewissensgründen ihre Kirche und ihre Existenz drangaben und bei uns Evangelischen keine rechte Zuflucht finden. Gedenken wir ohne Ermüden an diese gebrochnen Existenzen, denen zur evangelischen Erkenntnis vielleicht nur noch die Erfahrung evangelischer Gemeinschaft fehlt, damit sie wieder ganz fest-

stehn. Vergessen wir über Oesterreich auch Frankreich nicht. Es besteht für den Zweck der Unterstützung früherer katholischer Priester der sogenannte Magdeburger Fonds; Rat Stade in Halle a. S. Domplatz 1 nimmt Beiträge dafür an; auch die Redaktion dieses Blattes.
R

Erfreuliches aus der katholischen Kirche. Man hat so viel Ursache, den wuchernden Aberglauben in der römischen Kirche zu beklagen, daß man mit Freuden eine ehrliche und offizielle Regung des Widerstandes dagegen begrüßt. Der Bischof von Münster ist soeben dem Unwesen der „Gebetserhörungen," das sich in den erbaulichen Blättern breitmacht, in einem Erlaß an seine Pfarrer entgegengetreten: „Seit einigen Jahren werden in unsrer Diözese Zeitschriften verbreitet, in denen häufig, manchmal sogar in einem ständigen Abschnitte, auffallende Gebetserhörungen und wunderbare Gnadenerweise veröffentlicht werden, ohne daß für die thatsächliche Richtigkeit derselben Beweise beigebracht werden. Nicht selten findet sich dabei eine Geldsumme angegeben als »Widmung«, »Dankesgabe« u. s. w. Wenn derartige Veröffentlichungen nun auch zweifellos gut gemeint sind, so sind sie doch leicht mißverständlich, und es will uns scheinen, als seien sie den wahren Interessen unsers heiligen Glaubens nicht dienlich und der Erbauung der Gläubigen nicht förderlich. Wir ersuchen daher den hochwürdigen Klerus, der Verbreitung derartiger Zuschriften keinerlei Vorschub zu leisten."

Ein Wort zu den Zuständen in Oesterreich aus dem Jahre 1806 entnehmen wir der Täglichen Rundschau. Es ist soeben der Neudruck einer berühmten, höchst selten gewordnen politischen Flugschrift erschienen, der Flugschrift nämlich, um deren willen Buchhändler Palm aus Nürnberg am 26. August 1806 auf Napoleons Befehl standrechtlich erschossen wurde: Deutschland in seiner tiefen Erniedrigung (Zweibrücken, Fr. Lehmann, 1899, 4 Mk.). Der ungenannte und ungekannte Verfasser kommt darin auf die Entdeckung zu reden, die man schon damals in Oesterreich gemacht hatte, die protestantische Religion sei eine Stifterin der Unruhen bei Unterthanen gegen ihre Obrigkeit. Der Wiener Superintendent setzte damals dieser Entdeckung des dortigen Professors Hofmann eine Verteidigungsschrift entgegen. „Müssen aber nicht durch die Versuche der neuesten Reformatoren Kant, Fichte, Schelling, Reinhard u. A., die überdies alle Lutheraner sind, Religion und Staat in äußerste Gefahr gebracht werden?" fragt ironisch die Nürnberger Flugschrift und erteilt den ironisch gemeinten Rat: „Kein besserer Rat also, denn man vertilge ihrer und ihrer Schüler gottlose Schriften, man verriegle ihnen jede Thür und lasse alle, die von dieser Pest angesteckt sein mögen, eine vieljährige Quarantäne halten, um gewiß zu werden, daß sich das Uebel durch sie nicht weiter verbreiten werde." — Immerhin merkwürdig, dies Zeugnis von vor hundert Jahren!

Die Soldatenkirche in Rom. Unter dem Titel „Die evangelische Militärgemeinde (Soldatenkirche) in Rom" und mit Bevor- und Befürwortung des Pastors Terlinden in Duisburg ist ein hübsches Büchlein des Andenkens an den am 27. Juli v. J. aus seiner gesegneten Wirksamkeit unter der römischen Garnison zu einer höhern ewigen Stadt abgerufenen Luigi Capellini (Düsseldorf, L. Voß u. Cie., 1899. 71 S.) erschienen, das zugleich Bericht und Bitte an die Brüder in Deutschland enthält. Nur mit herzlicher Anteilnahme kann, wer da weiß, daß dem schönen Lande und dem italienischen Volke lediglich durch eine religiöse Hebung, die Gewissensernst, idealen Sinn und wahrhaft christlichen Glauben in sich schlösse, geholfen werden kann, diese Geschichte der evangelischen Militärgemeinde in der Hauptstadt Italiens lesen. Wieder einmal hat das Evangelium Fuß gefaßt im Prätorium (Phil. 1, 13). Und wie könnte denn wirksamer in die Halbinsel der Same göttlichen Wortes hinausgestreut werden, als wenn so jahraus jahrein Männer in die Provinzen heimkehren, die gerade im „Hauptquartier des Papstes" zum erstenmale vom schlichten, echten Christentum sind berührt worden. Möge das Schriftchen große und weite Verbreitung finden!
Hermens

Zur Friedenskonferenz. Unser heutiger Artikel über die Ergebnisse der Friedenskonferenz wird deutlich machen, daß ein ernstes Interesse an dieser historischen Begebenheit möglich ist, das mit Schwärmerei ganz und gar nichts zu thun hat. An dieser Stelle möchten wir nur noch darauf hinweisen, wie sehr der christliche Idealismus vielfach an diesem praktischen Punkte versagt hat. Organe der öffentlichen Meinung, die gelegentlich ein christliches Urteil vertreten wollen, haben mit der ausgesprochnen Hoffnung auf ein Mißlingen die Thätigkeit der Konferenz begleitet und mit unverhohlener Freude die Mängel ihres Ergebnisses festgestellt. Nehmen wir an, daß die Sorge, dupirt zu werden, das politische Mißtrauen allzu lebhaft erregt hat! Aber Christen sollten doch in all der trüben Mischung eigennütziger Gewalten den Zug zur Besserung, zum moralischen Fortschritt nicht verkennen. Wozu haben wir das Auge des Glaubens? Doch überall auch in der heutigen Wirklichkeit das Gute herauszuerkennen! Und beten wir nicht in jahrhundertelang tausendfach wiederholten Kirchengebeten: Bewahre uns vor Krieg, lieber Herre Gott? Hört man manche Verteidiger des Krieges in unsern Tagen, so fühlt man sich versucht, bei der Eisenacher Kirchenkonferenz eine Abänderung dieser Bitte anzuregen dahin: Herr Gott, schenke uns einen frischen fröhlichen Krieg, damit unser Volk an dem langen Friedensiechtum nicht zu Grunde gehe!
R

Eingesandt

Karlsbad in Böhmen. Allen christlichen Freunden, welche die Karlsbader Heilquellen aufsuchen, kann das neuerbaute evangelische Hospiz auf das wärmste empfohlen werden. Das Hospiz liegt im schönsten und ruhigsten Teile der Stadt, im Westend, in unmittelbarer Nähe der russischen Kirche. Die Entfernung zum Kurhause und den Quellen beträgt sieben Minuten. Die Einrichtung ist nach jeder Seite hin eine vorzügliche: Zimmer meist mit Balkons, gute Betten, elektrisches Licht, Fahrstuhl, solide und den Karlsbader Kurverhältnissen entsprechend mäßige Preise. Die Mahlzeiten können im Hospiz oder anderwärts eingenommen werden. Es herrscht in keiner Beziehung ein Zwang. Besonders möchten wir alle diejenigen, die zur Herbstzeit Karlsbad aufsuchen, auf das Hospiz hinweisen. Vom Hospiz aus genießt man eine unvergleichlich schöne Aussicht auf die herrlichen Karlsbader Wälder. Außerdem findet jeder Gast dort gerade auch in der weniger besuchten Zeit Anschluß und geselligen Verkehr mit evangelischen Freunden. Möge das Hospiz gedeihen zu einer rechten Pflanzstätte des Evangeliums!
L

Allgemeine Diakoniekurse für Jungfrauen oder Frauen gebildeter Stände veranstaltet der Evangelische Diakonieverein (Direktor: Professor DDr. Zimmer) in Berlin-Zehlendorf regelmäßig vom Oktober dieses Jahres an. Jeder Kursus dauert fünf Wochen. Der Unterricht ist unentgeltlich; für Wohnung und Verpflegung wird ein Teil der Selbstkosten bezahlt. Der Lehrplan umfaßt: kurzgefaßte Bibelkunde unter zusammenhängender Erklärung ausgewählter Schriften des Alten und Neuen Testaments; die Arbeitsfelder der gesamten Wohlfahrtspflege, besonders der weiblichen Diakonie; Besichtigung der hauptsächlichsten Anstalten der Diakonie, der Innern Mission und der Wohlfahrtseinrichtungen in Berlin und Umgegend; Berufsordnung; Gesundheitslehre einschließlich mikroskopischer Besichtigung gesundheitsschädlicher Kleinwesen; theoretische Vorschule der Krankenpflege; die Krankenküche.

Krankhaft veranlagte Töchter gebildeter Stände, die durch Nervosität, Hysterie und sonstige Störungen innerhalb der Familie nicht zu ihrem Recht kommen und zugleich für die übrigen Familienmitglieder eine Last sind, haben bisher eine geeignete Unterkunft nicht gefunden. Töchterpensionate sind selbstverständlich nicht der rechte Platz, Nervenheilanstalten und zumal Irrenanstalten sind es ebensowenig, und Erziehungsanstalten für minderwertige und schwachsinnige Kinder entsprechen dem Bedürfnis dieser Altersstufe nicht mehr. So ist es nicht auffällig, daß an den Evangelischen Diakonieverein, von dessen Schwestern eine verhältnismäßig große Zahl in der Heilerziehung und in der psychischen Krankenpflege thätig ist, wiederholt die Anregung gelangte, diesem Bedürfnis abzuhelfen. Das soll nunmehr geschehen, indem der genannte Verein (Direktor: Professor DDr. Zimmer in Berlin-Zehlendorf), den ersten Versuch einer „Heilerziehungsanstalt für krankhaft veranlagte Töchter gebildeter Stände" macht. Die Anstalt soll am 1. Oktober d. J. am Sitze des Vereins in Berlin-Zehlendorf eröffnet werden.

Quittung

Für die Evangelischen in Oesterreich: 150 Mk. von W, Bunzlau; 20 durch K, Friedrichstadt; 4,80 von F H, Zweibrücken; 3 von B, Groß-Latzkow; 2,10 von G, Masmünster.
Für Armenien: 1,20 Mk. von v. Sch, Riga-Sassenhof.
Herzlichen Dank!
D H

Verantwortlicher Herausgeber: Pfarrer D. Rade in Marburg i. H.

Anzeigen

Anzeigegebühr:
Für die viergespaltene Zeile 25 Pf. Familienanzeigen, Stellengesuche u. dergl. 20 Pf.

Versammlungskalender

17.—23. August Theologische Konferenz in Bethel.
29. 30. August Schweizerische Predigergesellschaft in Genf.
16.—19. September Deutscher Kongreß des Bundes vom Weißen Kreuz in Bielefeld.
18.—22. September Hauptversammlung des Gustav-Adolf-Gesamtvereins in Braunschweig.
19. 20. September Jahresversammlung des Allgemeinen Evangelisch-Protestantischen Missionsvereins in Meiningen.
25.—29. September Instruktionskursus für kirchliche Liebesthätigkeit in Basel.
26.—28. September Protestantentag in Hamburg.
27. 28. September Hauptversammlung des Deutschen Vereins gegen den Mißbrauch geistiger Getränke in Stettin.
2.—5. Oktober Kongreß für Innere Mission in Straßburg.
6. 7. Oktober Freunde der Christlichen Welt in Eisenach.
9.—12. Oktober Jahresversammlung des Evangelischen Bundes in Nürnberg.
10.—12. Oktober Wissenschaftlicher Ferienkursus in Bonn.

Verlag von J. C. B. Mohr (Paul Siebeck)
in Freiburg i. B., Leipzig, Tübingen.

Ländliche Wohlfahrtseinrichtungen.

Vorschläge aus der Praxis
von
Landrat **Schepp**
in Siegen i. W.

1. Eine Haushaltungsschule für das Land. — 2. Die Krankenpflege auf dem Lande. — 3. Die Wiederbelebung des Instituts der Waisenräte durch Einrichtung von Waisenämtern.

Klein 8. 1898. M. —.70.

„Der auf dem Gebiete der Wohlfahrtspflege verdiente Verfasser behandelt drei Wohlfahrtseinrichtungen, die besonderer Beachtung wert sind: den Haushaltungsunterricht auf dem Lande, die Krankenpflege auf dem Lande und die Waisenfürsorge. Die Darstellung ist frei von spekulativen Erörterungen, sie bietet reife Früchte von des Lebens goldenem Baum. So kurz und gedrungen die Schrift ist, so groß ist ihr Wert; sie bringt Vorbilder, die in zahlreichen Landkreisen ohne nennenswerte Abweichungen nachgebildet werden können, und deshalb sei sie allen Beamten, Geistlichen, Lehrern u. s. w., insbesondere aber auch den Vorständen der Frauenvereine warm empfohlen." (Preußisches Verwaltungsblatt 1899, Nr. 17.)

A. A. w. g.

Es soll der **Grundstock** zu einer **Bibliothek** festgestellt werden, deren Endzweck die **Erhaltung** oder **Erweckung** **deutsch-evangelischer, bezw. evangelisch-protestantischer Gesinnung** ist.

Welche Bücher werden dafür in erster Reihe ins Auge zu fassen sein?

Thunlichst baldige Antworten auf vorstehende Frage sind mit dem Vermerk Bibl. an die Redaktion d. Bl. erbeten. Ein Schlußergebnis wird veröffentlicht werden.

Jeder Vater sorgt für seine Söhne am zweckmäßigsten, wenn er sie in frühester Jugend bei unserer Gesellschaft in die **Militairdienst**-Versicherung einkauft.

Jede Mutter soll dafür Sorge tragen, daß ihre Töchter bei unserer Gesellschaft in die **Aussteuer**-Versicherung eingekauft werden.

Jeder ist im Alter von Sorge und Noth befreit, wenn er sich ein **Kapital** oder eine **Rente** gesichert hat.

Man wende sich an die
Hamburger Militairdienst-, Aussteuer- u. Alters-Versicherungs-Gesellschaft in Hamburg.

Bei nebiger Gesellschaft, die ihren betr. Versicherten bekanntlich pro 1899 eine Dividende von 10 bezw. 15 % der Jahresprämie gewährt, liefen im Juni und Juli Anträge ein über Mk. 2,202,390 Versicherungskapital, gegen Mk. 2,123,355.— in denselben Monaten des Vorjahres. Die seit Bestehen der Gesellschaft zu verzeichnende Antragssumme erhöhte sich auf 59½ Millionen Mark.

Pianinos, Harmoniums,
von ℳ 400.—an. von ℳ 80.—an.
Amerik. Cottage-Orgeln, Flügel, Klavier-Harmoniums.
Alle Vorteile. Höchster Rabatt. Gr. illust. Katalog gratis-franco. Nichtgefallende Instrumente auf meine Kosten zurück.
Wilh. Rudolph in Giessen 162.

Honig garantiert chemisch rein, empfehle in 10-Pfd.-Posteimern **franko** gegen M. 5,75 Nachnahme oder Voreinsendung.
Zahllose Empfehlungen!
H. Gieseking, Bremen 405-D.W.

Töchterpensionat u. Haushaltungsschule
I. Ranges
Villa Mont-Choisi-Neuchâtel (Franz. Schweiz).
Programm: Erlernung der französischen Sprache; Einführung in den Haushalt und in die bürgerliche und feinere Küche. — Komfortabel eingerichtetes Haus, umgeben von grossem, schattigem Garten. Prachtvolle Lage am See mit Aussicht auf die Alpen. Pensionspreis 1300 bis 1400 frs. per Jahr, je nach Zimmer. — Prospektus und Referenzen stehen zu Diensten. Diesen Herbst werden einige Plätze frei.

Meine Verlobung mit Fräulein **Ida Langguth**, Tochter des Herrn Karl Wilhelm Langguth und seiner verstorbenen Gemahlin Magdalene geb. Jacoby, beehre ich mich allen Freunden und Bekannten ergebenst anzuzeigen.

Bonn, im August 1899.

Arnold Meyer,
Professor lic. theol.

Pastor Schall.

Nachdem ich nun nach 30 jähr. treuen Dienst in der Verwaltung des Pfarramtes aus bekannten Gründen in II. Instanz nach mehr als vierjähriger Verhandlung des Dienstes entlassen bin, habe ich mich entschlossen, zum Erwerbe meines Unterhaltes, zunächst für die nächsten Jahre, ein

Hospiz

zu eröffnen zur Aufnahme von Rekonvalescenten, Sommerreisenden und Schülern. Ich bitte mein Unternehmen zu unterstützen.

Goslar, Mauerstr. 50.

Allerh. Auszeichnungen: Orden, Staatsmedaillen etc.
EMMER
Pianinos 450 Mk. an, Flügel 10 jähr. Gar.
Harmoniums 95 Mark an.
Abz. gest. Bar: Rabatt und Freisend.
Fabrik W. Emmer, Berlin,
Seydelstrasse 20.
☞ Die Herren Pastoren und Lehrer haben Ausnahmepreise.

Gebr. Stoffregen, Hannover
im evangelischen Vereinshause
empfehlen alle Arten
Paramente u. Kirchengeräte
Kirchenkronleuchter,
Wachslichter, Hostien, ferner:
Talare, Baretts und Bäffchen
Ill. Kataloge. Billigste Preise.
Reelle Bedienung.

Soeben erschien:
Ist die Hoffnung auf ein Wiedersehen nach dem Tode christlich?
Ein Friedhofsgespräch von
Lic. **Johannes Jüngst**, Pfarrer.
Preis: 80 Pfennig.
J. Ricker'sche Verlagsbuchhandlung, Gießen.

Das Bad Salzschlirf bei Fulda,

das wegen der bewährten Heilkraft seiner Quellen alljährlich von Tausenden von Gicht- und Stein- u. s. w. Leidenden mit Erfolg aufgesucht wird, besitzt noch keine evangelische Kapelle. Der Gottesdienst wird noch immer, wie schon seit langen Jahren, im Musikzimmer des Kurhauses abgehalten.

Die unerwartet schnell steigende Frequenz des Bades läßt den Bau einer Kapelle als dringendes Erfordernis erscheinen, da bereits in diesem Jahre das Musikzimmer — bei oft 120 Anwesenden — speziell für den gottesdienstlichen Zweck nicht mehr ausreichte.

Hier am Orte selbst befinden sich nur vierzehn evangelische Familien, die allein die Mittel zum Bau einer Kapelle nicht aufzubringen vermögen.

Da der geplante Bau nun fast ausschließlich dem Interesse der Kurgäste dient, die aus allen Weltgegenden hierher zusammenkommen, wird auch an dieser Stelle um einen geringen Beitrag zu dem Baufond gebeten.

Der Kirchen-Vorstand

Die Redaktion dieser Zeitung ist zur Entgegennahme der Beiträge gern bereit.

NEU!
Es ist noch wenig bekannt, dass ein Jeder auf einer **Mundharmonika ohne Notenkenntnisse** die schönsten Lieder, Tänze etc. künstlerisch zum Vortrag bringen kann. **In einer Stunde erlernbar** ohne Lehrer. Eine **hochelegante Concert-Mundharmonika** mit klangvollen Glocken-Metallstimmen in eleganten Etuis verpackt, nebst **Schule zum Selbstunterricht** kostet bei vorheriger Einsendung in Briefmarken nur
1 Mk. 75 Pf.
franco. Nachnahme 35 Pf. teurer.
Man adressire an:
Norddeutsches Musik-Versandhaus
Rostock, Otto-Strasse 19.
NEU!

Bei angemessener freier Behandlung
Alkohol-Entziehungskur
Rittergut Niendorf am Schallsee b. Ratzeburg i. Lbg.
Prospect frei.

Verlag der Christlichen Welt (Martin Rade) in Marburg i. H. — Druck von Carl Marquart in Leipzig